

# MAD

DER FREIE MENSCH

M. MEHMET ÜNVER





**M. Mehmet Ünver**

**MAD**

**Der Freie Mensch**

M. Mehmet Ünver  
MAD 1  
Der Freie Mensch

Vorderseite  
Bild: Pans Song  
Richard Franklin (1961 – 1997)  
Umschlaggestaltung: M. Mehmet Ünver

ISBN: 9944126195  
ISBN: 9789944126199  
Druckdatum: Mai 2007 / Istanbul

Verlag: Cinius Yayınları  
[www.ciniusyayinlari.com](http://www.ciniusyayinlari.com)

Ich widme diesen Roman dem Frieden, dem guten Willen und dem freien Denken.

Vielleicht ist dies die einzige Rettung des Menschen: wieder rein zu werden.

M. Mehmet Ünver  
Reutlingen, 12.12.2003

**Achtung! Diese Übersetzung ist ein Entwurf.**

Hinweis: Dies ist eine erste Rohübersetzung. Sie bewahrt den Sinn und den literarischen Ton, bedarf jedoch noch stilistischer Glättung.

## Kapitel 1

An etwas zu glauben  
ist der stärkste Zauber,  
der kaum zu brechen ist.

Während die Dorfbewohner am Lehmofen in ihre Arbeit vertieft waren, zerriss Taras Schrei plötzlich die Stille des Dorfes.

“Mad!”

Tara stürzte mit dem Kind, das in ihren Armen schwer geworden war, zwischen den Lehmhäusern hervor und rannte zum Dorfplatz. Hinter ihr drängte eine Menge her, die ihren Schrei gehört hatte und ihr auf den Fersen blieb. Schritte gerieten durcheinander, Staub stieg auf.

Als sie die steinernen Stufen des Tempels erreichte, war ihr Atem aufgebraucht. Ihre Brust hob und senkte sich vor Schmerz, und nur mühsam brachte sie ihre Stimme hinauf.

“Ram! Ram!”

Tara presste das zitternde Körperchen Mads fester an sich. Der Atem des Kindes wurde flacher, seine abkühlende Haut nahm die Farbe der Erde an. Es glitt ihr zwischen den Handflächen davon. Jeder Atemzug erlosch ein wenig mehr in ihren Handflächen.

Vor der Menge, außer Atem, schrie sie flehend:

“Mad stirbt, eine Schlange hat ihn gebissen!”

Der schwere Ledervorhang am Eingang des Tempels, in den Sonne, Mond und Sterne als Reliefs eingearbeitet waren, wurde einen Spalt weit geöffnet. Aus der Öffnung drang eine dichte Luft, schwer wie der Geruch von verrotteter Eiche und nasser Erde.

Aus den Schatten trat eine alte Frau hervor, weißhaarig, die Haut gefurcht, in ein Ledergewand gehüllt. Das Licht, das sich am Stab in ihrer Hand und an den bunten Steinen an ihrem Hals brach, zündete Funken in ihren Augen. Ram hob ihren Stab in die Luft.

Das Murmeln der Menge verstummte, als wäre es mit einem Messer abgeschnitten worden. Der Tempel zog ihre Angst mit einem unhörbaren Atemzug in sich hinein.

„Was ist geschehen?“ fragte sie, ihre Stimme kalt und schwer wie uralte Steine.

Mit jedem Schritt, den Tara die steinernen Stufen des Tempels hinaufstieg, zitterte in ihren Knien die Last der Jahre. Oben, am Ende der Stufen, blieb sie vor der Alten stehen. Rams Gesicht war so reglos wie ein steinernes Siegel, seine Augen tief und still wie bodenlose Brunnen. In diesem Blick wurde lautlos ein schweres Urteil gefällt, das Taras Knie noch schwächer machte.

Tara spürte, dass sie angesichts der sterbenden Wärme ihres Kindes zerfloss. All die heiligen Erzählungen, die sie ihr Leben lang gehört hatte, mussten nun endlich etwas bewirken, dachte sie. „Wenn nicht jetzt, wann dann?“ ging es ihr durch den Kopf. Sie konnte nicht unterscheiden, ob dieser Gedanke ein Gebet war oder das letzte Feilschen.

„Bitte lass ihn nicht sterben“, flehte sie, ihre Stimme brach. „Sag der Göttin, sie soll ihn retten. Wenn sie ihn rettet, weihe ich ihn der Göttin!“

Die alte Frau nahm das reglose Kind behutsam aus den Händen der jungen Mutter und musterte es lange. Der Körper des Kindes war für sein Alter überraschend schwer, von steinerner Schwere.

„Warte“, sagte sie.

Dann wandte er sich zurück in die Dunkelheit des Tempels. Der Ledervorhang schloss sich wieder und ließ den Zurückgebliebenen nur das matte Licht und den schweren Geruch.

Tara blieb am oberen Ende der Stufen stehen. Das Versprechen, das sie eben gegeben hatte, wurde zu dem einen Satz, der in ihrer Brust widerhallte:

Wenn sie ihn rettet, weihe ich ihn der Göttin...

Ihre Knie drohten nachzugeben, und sie hielt sich mit Mühe aufrecht, um nicht auf die steinernen Stufen zu sinken. Die Menge wartete einen Schritt hinter ihr, in flüsternder Unruhe. Manche blickten hinauf zum Himmel, als flehten sie um Erbarmen, andere auf den Eingang des Tempels.

Für Tara wurde die Zeit zu einem schweren, unbeweglichen Schatten, der zwischen den Steinen feststeckte. Sie bemerkte weder, wie die Sonne ihren Stand veränderte, noch, wie der Wind die Richtung wechselte. Sie spürte nur die Abwesenheit ihres Sohnes, den man ihr aus den Armen genommen hatte, und die Leere, die sich in ihrer Brust geöffnet hatte.

Aus dem Tempel drang kein Laut. Kein Murmeln eines Gebets, kein

Klopfen eines Stabes, kein Rascheln der Steine. Nur eine Stille, die selbst dann unhörbar blieb, wenn man ihr lauschte. Diese Stille schien nicht aus den Steinmauern zu kommen, sondern aus Taras Brust.

Tara versuchte, sich die Gebete zu erinnern, die sie als Kind von ihrer Mutter gelernt hatte. Ihre Lippen bewegten sich, doch die Worte fanden nicht hinaus. An die Stelle der Gebete war das nackte Versprechen getreten, das sie der Göttin eben gegeben hatte. Es gab nichts mehr, worüber sie handeln konnte.

Nach einer Weile wurde der Ledervorhang erneut einen Spalt weit geöffnet.

“Tara!”

Die junge Frau sprang vor. Als sie sah, wie sich die Brust des Kindes hob und senkte, umklammerte sie vor Glück die Hände der Alten und überschüttete sie mit Küssen. Kaum hatte die Alte das Kind wieder in ihren Schoß gelegt, drängte sich Mad hungrig, voller Hoffnung an die Brust seiner Mutter. Als hätte es das alles nicht gegeben.

In diesem Augenblick spürte Tara zum ersten Mal, wie sehr die Schwere eines Atemzugs, der von der Schwelle des Todes zurückkehrt, einen Menschen erleichtern kann.

Unten brach die Menge in Freudenschreie aus. Ram begann, ihnen laut zu berichten:

“Ich nahm das Kind und ging vor die Statue der Göttin Ninhursag. Dreimal hob ich meinen Stab in die Höhe und senkte ihn wieder. Ich beugte mich, bis mein Gesicht den Boden berührte, und sprach Gebete. In diesem Moment begann die steinerne Statue der Göttin sich zu regen. Während sich ihre Augen langsam öffneten, wurde der dunkle Tempel von Licht erfüllt, wie wenn die Sonne hinter den Bergen aufsteigt und die Ebene flutet. Strahlende Lichter, die aus dem Blick der Göttin sprühten, in deren Pupillen Sterne funkelten, umhüllten ihren ganzen Leib.”

Die Menge hörte voller Staunen zu. Manche blickten aus Angst zu Boden. Manche knieten nieder, pressten die Stirn an die Steine und murmelten den Namen der Göttin.

Ram fuhr fort:

“Die Göttin sagte: ‘Bring ihn her!’ Ich hob das Kind vom Boden auf und legte es auf ihre Knie. Sie legte ihre Hand auf sein Herz, und das Herz entflammte wie ein Stern. Seine Brust füllte sich mit Licht, seine Haut wurde durchsichtig. Es leuchtete auf wie ein Blitz und begann wieder zu schlagen. Dann wandte sich die Göttin zu mir. Sie sagte: ‘Ram,

dieses Kind gehört nun dem Tempel,' und wurde wieder zu Stein."

Ram ließ seinen Blick über die Menge gleiten und sprach weiter:

"Die Göttin gab dem Kind sein Schicksal zurück. Sie zog es von der Schwelle des Todes fort. Sie weihte dieses Dorf mit dem Atem dieses Kindes erneut. Von nun an steht Mad unter dem Schutz Ninhursags."

Tara brachte Mad nach Hause, als hätte sie einen verlorenen Schatz wiedergefunden, und atmete seinen Geruch ein. Sie spürte seine Wärme, seinen Atem, seine Herzschläge und wusste, dass diese Lebendigkeit, die sich in seinen Körper eingeprägt hatte, sie aufrecht hielt. Ihr Inneres füllte sich mit Ruhe. Und doch hing das Versprechen in einer Ecke ihres Denkens, spitz wie eine Nadelspitze, eine Schwere, die noch nicht schmerzte.

"Eine gewöhnliche Angelegenheit, die sich zwischen zwei Frauen klären ließe", dachte er. „Wie Samen, die in die Erde fallen und verdorren, noch bevor sie keimen können, würden auch jene Worte mit der Zeit still in Vergessenheit geraten."

An diesem Gedanken musste er sich festhalten.

Doch im tiefsten Winkel ihres Herzens wusste sie auch, dass Vergessen manchmal die schwerste Last ist. Während sie die warme Hand ihres Kindes in ihrer Handfläche spürte, ahnte sie nicht, wie zerbrechlich dieser ruhige Moment war, und wünschte, er möge ewig dauern.

## Kapitel 2

Das Dorf lag im rötlichen Schein des späten Nachmittags und war in eine stille Erwartung gehüllt.

Vor Taras Hütte standen auf der Erde noch immer Mads Fußspuren, als hätte die Kälte des Todes sich dort festgesetzt und selbst die Wärme der Sonne sie noch nicht vertreiben können.

Tara blieb einen Moment am Eingang stehen. Während sie ihr Kind im Arm hielt, dachte sie daran, wie Mad eben erst von der schmalen Linie zwischen Leben und Tod zurückgekehrt war. Trotz der Ruhe, die in ihr aufstieg, spürte sie einen leichten Stich in der Brust. Das Gewicht ihres Schwurs erinnerte sie an sich selbst.

Das Innere der Hütte wirkte merklich dämmeriger. Als Tara eintrat, schlug ihr die Restwärme des Feuers entgegen, doch selbst diese Wärme konnte die Spannung in ihrem Inneren nicht vertreiben.

Mad schlief an ihrer Schulter ein, ein leises Aufatmen auf den Lip-

pen. Als Tara ihn auf die Matte legte, bemerkte sie, wie ihre Finger noch immer zitterten.

In diesem Moment wurde der Lederhang beiseitegeschoben. Drei Frauen aus dem Dorf traten ein, mit Gesichtern, die zugleich Sorge und Neugier verrieten. Ihre Blicke suchten sowohl Gewissheit als auch die Geschichte dessen, was geschehen war.

„Geht es ihm gut?“ fragte die Älteste.

„Ja“, antwortete Tara mit heiserer Stimme. „Die Göttin hat ihn zurückgegeben.“

Die Frauen blickten auf Mads schlafendes Gesicht. Die Älteste legte ihre Hand auf die Stirn des Kindes und murmelte dreimal ein Gebet.

Diese Berührung fühlte sich für Tara an wie ein kleiner, schwerer Stein in der Geduld, der sich zum ersten Mal an der richtigen Stelle senkte.

„Ram lässt dir ausrichten, du sollst in den Tempel kommen“, sagte eine der Frauen. „Du hast es versprochen, Tara. Er vergisst so etwas nicht.“

Tara verzog das Gesicht, als wollte sie sagen: „Das ist eine Sache zwischen mir und der Tanrıça, was geht es euch an“, und wandte den Blick zur Seite.

„In Ordnung“, fand sie schließlich keine anderen Worte.

Die Frauen gingen, und im Inneren des Hauses versank alles wieder in Stille. Nur das Knistern des Feuers im Tifik war zu hören.

Tara setzte sich neben Mad.

Bei jedem Atemzug, der seine Brust hob und senkte, spürte sie zugleich Dankbarkeit und Furcht.

Furcht. Denn Rückkehrer tragen manchmal schwerere Lasten als diejenigen, die nie gegangen sind.

Nach einer Weile stand Tara auf, um zum Tempel zu gehen.

Der Weg, den sie schon Hunderte Male gegangen war, fühlte sich heute an, als beträte sie fremde Erde. Den schweren Geruch des Tempels erkannte sie schon aus der Ferne.

Dieser Geruch war kein Hoffnungszeichen mehr. Er war ein Ruf.

Als sie den Tempel erreichte, war der Lederhang schon geöffnet. Ram wartete oben auf den steinernen Stufen.

„Du bist gekommen“, sagte sie.

Tara nickte.

„Du erinnerst dich an dein Versprechen.“

„Ja, aber in diesem Moment...“

Ram hob die Hand und ließ sie nicht ausreden.

„Mads Schicksal liegt nicht mehr in unserer Hand.“

Taras Kehle schnürte sich zu. Mit einer dumpfen Stimme, wie ein Stein, der in einen tiefen Brunnen fällt, flüsterte sie:

„Ich ... ich bin seine Mutter“, flüsterte sie. „Wie soll ich ihn ...“

Ram machte einen Schritt auf Tara zu.

„Ein Versprechen, das einer Göttin gegeben wird, nimmt man nicht zurück.“

Ihre Stimme war hart wie die Steine des Tempels.

Taras Knie zitterten erneut.

Dieses Mal nicht aus Angst, ihn zu verlieren, sondern aus Angst, ihn der Göttin übergeben zu müssen.

Ram wandte sich dem Dorf zu.

„Komm im Morgengrauen zurück. Mads Reise wird beginnen.“

Taras Kopf schwindelte.

Ihr Blick verschwamm.

Einen Moment lang war es, als würde der Boden unter ihren Füßen nachgeben.

Doch auf Rams Gesicht gab es keinen Hauch von Zweifel.

So wird es sein“, sagte der Alte in einem endgültigen Ton.

Tara wandte sich um und ging.

Bei jedem Schritt war es, als würde sich in ihr ein Stein lösen. Ein kleiner Bruch, leise, aber unwiderruflich.

Auf dem Weg nach Hause war es dunkel geworden, doch ein sanfter Mondschein lag über dem Dorf.

Im bleichen Licht sah Taras Schatten gespalten aus.

Der eine gehörte der Mutter, die ihr Kind an sich drücken wollte.

Der andere der Frau, die einen Schwur an die Göttin zu tragen hatte.

Als Tara die Hütte erreichte, schlief Mad noch immer.

Während sie ihn ansah, stand die Zeit einen Augenblick still. Selbst das feine Zittern in dem Atem des Kindes reichte, um ihre Welt aufrecht zu halten. Tara nahm Mads kleine Hand in ihre, lehnte den Kopf an ihre Knie. Sie wusste, nach dieser Nacht würde nichts mehr sein wie zuvor.

### **Kapitel 3**

Die Hütte roch nach Asche. Die Nacht hatte eine graue Müdigkeit über das erloschene Feuer gelegt. Tara schob den Lederhang zur Seite; das Licht fiel durch tanzende Staubkörner hinein und streifte Mads

schlafendes Gesicht. Sie beugte sich über ihn und atmete seinen Duft ein. Unter ihren Händen suchte sie auf seinem Rücken weniger die Wärme einer Hand als den kühlen Schatten, der gestern an ihm gehaftet hatte. Dieser Geruch war wie die Rückkehr eines Stücks, das ihr aus der Brust gerissen worden war, als hätte sie einen verlorenen Teil wieder an seinen Platz gesetzt.

Sie schüttelte den Krug. Ein Plätschern. Der letzte Tropfen.

Mad wehrte sich, schürzte die Lippen. Taras Blick besiegte ihn.

„Trink“, sagte sie. Ihre Stimme vibrierte am dünnsten Nerv eines Mutterherzens. „Du musst wachsen.“

Sobald die Milch ausgetrunken war, stürzte das Kind nach draußen.

„Halte dich fern von den Schlangen! Und geh nicht über den Platz hinaus!“

Taras Stimme prallte gegen den Ledervorhang der Hütte und blieb drinnen.

Mit hastigen Fingern griff sie nach der Wolle. Sie trat hinaus. Ihre Augen waren so wachsam wie die einer Wölfin, die ihr Junges bewacht. Am Lehmofen kneteten die Dorfbewohner wortlos den Teig, ein stilles Ritual.

Tara trat zu Iber.

„Hast du Mad gesehen?“ fragte sie.

„Im Stall“, antwortete Iber. „Mit den anderen Kindern.“

Taras Herz flatterte in ihrer Brust wie ein Vogel. Bei jedem Schritt brannte das Versprechen von gestern wie ein winziger, heißer Punkt in ihrem Nacken.

Wenn sie ihn rettet, gebe ich ihn ihr zurück!

Aus dem Stall stiegen die hellen Schreie spielender Kinder. Mad jagte die Ziegen auf, lachte über ihr verwirrtes Blöken.

„Mein Kleiner! Wir essen gleich Brot!“ rief Tara.

„Jetzt nicht, Mama! Das Spiel hat gerade erst angefangen!“ rief Mad zurück.

Tara drehte sich um, hockte sich hin und nahm die Wolle. Ihre Finger bewegten sich in einem unausweichlichen Kreis, der an den Wechsel der Jahreszeiten erinnerte. Jede Masche trug das Echo des Versprechens von gestern. Ihre Gedanken waren beim Stall. Ihr Herz schlug mit jedem Schritt, den Mad tat.

Iber kam zu ihr.

„Mir ist kurz das Herz stehen geblieben!“ sagte sie.

Tara zwang sich zu einem Lächeln. In diesem Moment riss der Fa-

den. Ein kleines, dünnes Geräusch, wie ein unterdrückter Schrei, löste sich in der Luft.

„Frag nicht“, sagte Tara mit zitternder Stimme. „Ich dachte, ich würde ihn verlieren. Es war, als würde mir ein Stück aus der Brust gerissen.“

„Mad ist wild. Lass ihn nicht aus den Augen“, sagte Iber.

„Das werde ich nicht“, sagte Tara und drückte die Wolle in ihren Händen zusammen. „Denn wenn ihm etwas passiert, kann ich nicht weiterleben.“

Ibers Gesicht verfinsterte sich.

„Meine erste Tochter war in seinem Alter. Als sie starb, schwieg die Göttin. Der Tempel wurde zu Stein.“

In ihrer Stimme lag der Rest einer alten Wut, die wie Glut unter kalter Asche glimmt.

Mit einem Seitenblick sah sie zum Tempel, der über den Platz ragte.

„Seltsamerweise helfen weder Tempel noch Göttin, wenn es um den Tod geht.“

Der Schatten des Tempels lag lang über dem Platz. Diese gleiche kalte Hand fiel nun auch auf sie. In der Luft schwebten unausgesprochene Worte, scharf wie eine drehende Messerschneide.

„Du hast Glück“, sagte Iber mit einem bitteren Ton. „Die Göttin hat dich gehört. Sie hat dir dein Kind geschenkt.“

Dieses Wort geschenkt jagte Tara einen Schauer über den Rücken. Sie fühlte denselben kalten Schweiß wie gestern auf den Stufen des Tempels. Denn was geschenkt wird, wird oft zurückgeholt.

## Kapitel 4

Die Zeit hatte drei Monate mit sich genommen, wie ein kalter Atem, der alles streift und verschluckt. In den frostigen Nächten hatten die Dorfbewohner Holz aus dem Wald getragen, um sich aneinanderzulehnen und aus Stämmen kleine Festungen in ihren Hütten zu bauen.

Tara erwachte in der Wärme von Mads Atem, der sich über ihren Rücken ausbreitete. Sie richtete sich auf, rieb ihren zitternden Körper. Der Schlaf fiel von ihr ab wie eine nächtliche Kruste.

Sie begann mit dem ersten Ritual des Morgens. Sie wählte das Holz aus, scharfte geduldig in der Asche und fand die roten Glutnester, die darin verborgen lagen.. Sie legte dünne Zweige über Kreuz und blies hinein, wie eine alte Zauberin, die das Leben erneut herbeiruft. Der Ra-

uch reizte ihre Augen, und es war, als stiegen die brennenden Geister der Vergangenheit mit auf. Sie hustete, wischte die Tränen weg, gab aber nicht auf. Schließlich sprühten Funken, dann entstand eine kleine zitternde Flamme.

Als die Flammen das Holz ergriffen und verschlangen, wärmte sie ihre Hände daran. Als das Feuer kräftiger wurde und die Hütte mit einem flackernden Orange erfüllte, rief sie:

„Mad! Komm ans Feuer!“

Das Kind kam, als würde es noch aus der Welt der Träume herübergleiten, und hockte sich an die Feuerstelle. Tara strich ihm über das struppige Haar. Ihre Berührung war sanft, doch als sie die Hand zurückzog, zögerten ihre Finger einen Moment, als bliebe ein Abschied daran hängen.

Dann schob sie ihn spielerisch weg, und als Mad lachend zurückschob, konnte sie nicht widerstehen. Sie nahm ihn in die Arme und drückte ihn fest an sich.

In ihren Augen flackerten schmerzhaft Erinnerungen auf:

Meine zwei Engel...

Von der Krankheit fortgerissen.

Ninhursag war in ein tiefes Schweigen gefallen.

Und Saart...

Ach Saart. Mein Jäger, der selbst zur Beute wurde.

Einen Monat lang war sie jeden Abend zum Tempel gerannt, hatte auf den steinernen Stufen stundenlang gefleht.

Die Göttin wird wissen, was sie tut, hatte sie sich eingeredet.

Doch der magische, uralte Stein der Statue blieb stumm.

Mad war das einzige Andenken, das ihr von ihrem Mann geblieben war.

„Hast du Hunger?“ fragte sie und küsste seine Stirn.

„Ja!“

Tara stand auf, sammelte ihr langes schwarzes Haar und warf es hinter die Schulter. Als sie zum Eingang der Hütte ging, spürte sie eine Unruhe, die ihr wie kaltes Metall in den Magen sank. Sie schob den Ledervorhang einen Spalt auf. Für einen Augenblick stand die Zeit still.

Draußen, im blassen grauen Licht der Morgendämmerung, stand Ram. Als wäre sie seit Beginn der Nacht dort gestanden, wie ein Fels, der niemals ermüdet. Ihr Gesicht trug weder Zorn noch Milde, nur eine erschütternde Ruhe.

Tara stockte der Atem. Ihre Hand blieb einen Augenblick in der Luft,

dann zog sie den Ledervorhang hastig zu. Sie riss Mad an sich, kauerte im dunkelsten Winkel der Hütte und zog die Felle über beide. Der warme Atem des Kindes mischte sich in ihr schnelles Atmen.

„Tara!“ dröhnte Rams Stimme von draußen.

„Nein!“ schluchzte Tara, die Stimme erstickt von purer Angst und Hilflosigkeit.

Dann fiel sie in eine Stille, so schwer wie der Tod selbst. Ihre Ohren hörten nur das dumpfe Hämmern ihres Herzens. Sie wusste nicht, wie viel Zeit verging.

Schließlich hob sie mit eiskalten Fingern die Felle leicht an. Sie hielt den Atem an, lauschte.

Nichts.

Sie hielt Mad fest umklammert und ging zum Eingang, als wäre jeder Schritt eine Qual. Am Rand schob sie den Ledervorhang einen Spalt auf und streckte den Blick nach draußen.

Ram war verschwunden.

Doch Tara spürte keine Erleichterung.

Ihr Instinkt sagte ihr, dass diese Sache nicht so leicht enden würde.

Sie ging um die Hütte herum, ihre Augen durchsuchten jede Bewegung, jeden Schatten. Dann wandte sie langsam den Blick zum Tempel.

Dort, oben auf den hohen Stufen des Tempels, stand eine dunkle Silhouette. Der Stab war noch in seiner Hand, und er blickte hinunter, zur Hütte.

Die Dämmerung verbarg ihr Gesicht, aber Tara spürte ihren Blick auf ihrer Haut.

Er wirkte wie ein Jäger, der reglos wartet, bis seine Beute ermüdet.

Tara wandte den Kopf ab, trotzig und verzweifelt, schleuderte ihr Haar über die Schulter.

Sie trat hinein und zog den Ledervorhang hinter sich zu.

Am Feuer ließ sie sich nieder und hielt Mad fest. Ihre Augen hefteten sich an das Tänzeln der Flammen; es war, als würde ihr ganzes Leben, all ihre Freude und all ihr Schmerz im orangefarbenen Schlund verglühen.

Mad, letzter Zeuge meiner Liebe, dachte sie mit stechendem Herzen.

Wenn ich ihn verliere, verliere ich mich selbst.

Diesen Tag wich ihr Blick kein einziges Mal von ihrem Kind. Jeder Atemzug war ein neuer Stich der Angst.

Auch in den nächsten Tagen wich die Angst nicht von ihr. Jedes Mal,

wenn sie hinaustrat, suchte ihr erster Blick den alten steinernen Bau.  
War Ram noch dort?  
Wartete sie?  
Und die Frage, die sie am meisten fürchtete, die an ihr nagte:  
Wann würde dieses Warten enden?

## Kapitel 5

Tage später beobachtete Tara, wie Mad vor ihrer Hütte die Vögel aufscheuchte. Ihr Blick folgte nicht dem Kind, sondern schien einen Punkt dahinter zu bewachen. Ihre Augen waren wachsam, wie die eines Tieres, das das Unheil spürt, bevor es geschieht.

So sehr war sie in Gedanken versunken, dass sie Ram nicht bemerkte, die sich lautlos neben sie gestellt hatte. Als sie Rams Stimme hörte, fuhr sie erschrocken hoch, lief zu Mad und presste ihn fest an sich. Zwei Herzen schlugen im selben Takt der Angst. Mads Atem hinterließ eine warme Spur an ihrer Wange.

Sie wusste, warum Ram gekommen war. Noch bevor die Alte ein Wort sagen konnte, schrie Tara, von nackter Panik getrieben:

„Verschwinde, Zauberweib!“

Sie schwang den Finger wie eine Waffe.

„Elende Hexe! Geh! Sonst bring ich dich um!“

Ram antwortete mit einer Stimme, so dünn und tief wie ihr Körper:

„Als die Schlange ihn biss, hast du ihn der Göttin versprochen.“

Tara knirschte mit den Zähnen. Ihre Worte kamen nur mühsam hindurch:

„Ich dachte, er würde sterben. Wie die anderen.“

Ram wich keinen Schritt zurück.

„Aber er starb nicht.“

„Dann soll deine Göttin meinen Mann und meine anderen Kinder retten! Sie soll sie zu sich nehmen! Mad gebe ich nicht her. Geh! Oder ich töte dich wirklich!“

Tara hob einen Stein vom Boden auf und warf ihn, ohne nachzudenken. Der Stein landete zu Rams Füßen. Ram wich nur knapp aus. Ihr Blick wurde hart, scharf wie gesprungener Fels. Sie verlor keine Worte, erinnerte Tara an die alten Bündnisse, an die Schuld gegenüber der Göttin und an die Siegel des Schicksals.

Doch Tara lauschte nur Mads Atem. Jeder Atemzug war eine

verspätete Antwort.

„Ninhursags Gesetz ist unerschütterlich“, sagte Ram.

„Das Siegel des Schicksals ist gesetzt. Sein Weg liegt längst nicht mehr in deinen Händen. Erkenne es an und begleiche deine Schuld.“

Tara sah der Alten direkt in die Augen. Einen Herzschlag lang entstand eine Stille, schärfer als Angst.

„Ram“, sagte sie leise.

„Die Wärme dieses Kindes in meinen Armen wiegt schwerer als alle Worte, die du in deine Steinwände ritzt. Sein Atem ist meine einzige Lebensquelle. Wenn deine Göttin dieses Leben will, muss sie erst mein Fleisch von meinen Knochen trennen!“

Ram schwieg. Fand keine Antwort. Sie blieb einen Moment stehen, als läge noch ein Satz auf ihrer Zunge. Aber sie sprach ihn nicht aus. Sie drehte sich um und ging den Weg zum Tempel hinauf.

Tara sah ihr nach, Mad fest im Arm, bis die Alte die letzten Stufen erklommen hatte. Mit jedem Schritt verschob sich etwas in Taras Brust, und nichts rückte nach.

Von diesem Tag an wurde Taras Welt enger. Nachts fand sie keinen Schlaf mehr, fuhr schreiend aus Albträumen hoch und tastete nach Mad, um sicherzugehen, dass er da war. Die Augenblicke, in denen sie glaubte, er sei verschwunden, waren wirklicher als ihr Wachsein.

Ungefähr einen Monat ging das so. Sie ging nicht in den Wald, holte kein Holz, nahm nicht an der Jagd teil. Die Dorfbewohner sorgten sich, legten ihr Gesammeltes vor die Hütte. Tara wies alles zurück. Danach gaben sie auf und ließen die Körbe stillschweigend zurück.

Doch Tara hatte inzwischen mehr als eine Angst. Mad dem Tempel zu geben war eine Möglichkeit. Doch der Zorn der Göttin war eine andere. Was gegeben wurde, konnte zurückgefordert werden. Das wusste sie. Dieser Gedanke brannte sich ein, Tag für Tag, wie ein Dorn, der nicht herauswill.

Sie gewöhnte sich daran, gegen ihren Willen, gegen ihren Widerstand. Und genau das machte sie wütend. Warum lag jede Last auf ihren Schultern? Warum schrieb das Schicksal seine Linien, indem es etwas von ihr wegnahm?

Stille war nicht länger ein Ort zum Ausruhen. Sie war eine Hand, die auf etwas wartete.

Eines Nachts, als Tara wütend ein großes Stück Holz ins Feuer schleuderte, entwich ihr ein einziger, schneidender Satz:

„Und was, wenn die Göttin ihn wieder tötet?“

## Kapitel 6

Der Wind strich über Arge hinweg, langsam und tief, wie der Atem eines gewaltigen Wesens. Lehmofenrauch lag wie eine dichte, graue Decke über dem Dorfplatz, als hielte die Welt den Atem an und wartete darauf, was unter dem Stein hervorkriechen würde.

An diesem Morgen ging unter allen derselbe Flüsterton um, dieselbe scharfe Sorge: Tara hatte ihren Sohn nicht abgegeben. Zwischen den gebeugten Köpfen der Frauen, die Wasser trugen, wanderten die Stimmen, nur um vom Wind zerrissen zu werden.

„So etwas hat es noch nie gegeben.“

„Ram tut nichts, sie... wartet nur...“

„Ram soll auf das Zeichen der Göttin warten“, flüsterte eine andere.

Ein anderer schüttelte den Kopf, mit einer eisigen Angst, die ihm aufs Herz drückte.

„Der Zorn der Göttin schmilzt Berge. Diese Stille ist wie ein vergrabenes Messer... nichts Gutes.“

Im Schatten des alten Steins, den die Jahre glattgeschliffen hatten, versammelten sich die Männer. Da brach Cafs Stimme durch die gespannte Ruhe, wie ein Riss im Fels.

„Uns allen bringt das Unheil! Mit der Göttin handelt man nicht. Wenn eine Frau ihr Gelübde zurücknimmt, zahlen wir alle mit unserem Blut!“

Die anderen hörten seine Worte mit Sorge im Gesicht und nickten schwer.

„Hätte Ram gesprochen, vielleicht hätte auch die Göttin nicht geschwiegen.“

Caf stieß seinen Stock wütend in den Boden.

„Ich sag’s euch: Dieses Kind gehört der Göttin. Wenn Tara es nicht gibt, wachen wir eines Morgens auf und unser Land ist Asche, unser Wasser Gift.“

In diesem Moment trat Iber mit einem Wasserkrug zu ihnen. Als er Cafs Worte hörte, färbte sich sein Gesicht im fahlen Licht der Morgendämmerung.

„Caf“, sagte er scharf, „was aus deinem Mund kommt, ist nicht die Stimme der Göttin, sondern der Lärm deiner eigenen Angst.“

Caf knirschte mit den Zähnen.

„Was verstehst du von Männersachen? Frauen reden mit Gefühl, wir mit Verstand.“

Ibers Augen flammten mit dem Feuer seines unerschütterlichen Glaubens.

„Vielleicht ist euer Verstand so laut, dass er den Herzschlag der Göttin gar nicht mehr hört. Tara hat nichts falsch gemacht. Eine Mutter für ihren Schutzinstinkt zu richten bedeutet, der Schöpfung selbst ins Gesicht zu spucken.“

Cafs Stimme brach hervor, aus Wut und aus Hilflosigkeit.

„Barmherzigkeit? Die Barmherzigkeit der Göttin ist wie die Sonne. Sie wärmt nicht, ohne zu verbrennen.“

Die Menge war nun nicht mehr durch Worte, sondern durch Blickrichtungen geteilt. Iber antwortete ruhig, doch unverrückbar wie ein Baumstamm.

„Schweigen kann die größte aller Stimmen sein. Vielleicht erwartet die Göttin nicht unsere Angst, sondern unseren Mut zu glauben.“

Cafs Lippen bebten vor Zorn. Die Ohnmacht in seiner Brust entlud sich, als er den Stock erneut in die Erde rammte.

„Rede nur weiter! Aber das wird böse enden, wirst schon sehen!“

Damit drehte er sich um und verschwand, eine Spur aus Unruhe hinterlassend. Die Menschen lösten sich nach und nach auf, unter einem Schweigen, das schwer wie ein unerledigtes Urteil auf ihnen lag.

In diesem Moment wehte erneut ein kühler, tiefer Wind. Es war, als hätte die Göttin selbst ihr Herz zum Schweigen gebracht, um den Stimmen zu lauschen, die aus dem Innersten des Dorfes kamen.

Nur Iber ging zum Fluss hinunter. Mit den Augen auf die Silhouette des Tempels gerichtet, sandte er ein stilles Gebet aus der Tiefe seines Herzens.

„Meine Göttin“, flüsterte er, „höre nicht auf den Lärm ihrer Angst, sondern auf den stummen Schrei einer Mutter. Vergiss nicht: Sie versprach nicht dir, sondern dem Atem ihres eigenen Kindes.“

In diesem Moment entstanden auf der spiegelglatten Oberfläche des Flusses leise Kreise, als wäre ein unsichtbarer Stein hineingefallen, und glätteten sich dann wieder, als hätte etwas, irgendwo in der Tiefe, verstanden.

Es war, als würde das Wasser sagen:

Ich habe dein Gebet gehört.

## Kapitel 7

Tara drehte den Fisch, den sie an diesem Tag aus dem Fluss geholt hatte, über dem Feuer. Sie riss ein Stück vom gegarten Fleisch ab, gab es zuerst Mad, dann sich selbst. Doch die Unruhe und die nagenden Sorgen der letzten Tage lagen ihr wie ein harter Knoten im Hals. Sie kaute, aber der Bissen rutschte nicht hinunter. Er schmeckte nach Asche. Was ihr im Mund lag, war nicht Fleisch, sondern die Schwere, die in ihr sank.

Da hallte draußen eine Stimme.

„Tara!“

Es war Ram.

Die angestaute Wut in ihr ließ sich nicht länger festhalten. Sie spuckte den Bissen ins Feuer; die Flammen zischten und verschlangen ihn.

„Die Unheilsbringerin ist wieder da“, murmelte Tara und sprang auf.

Sie stieß den Ledervorhang am Eingang der Hütte hastig beiseite und trat hinaus. Ihre Schultern waren angespannt, der Kiefer fest. Die Angst war zurückgewichen und hatte einer harten, nackten Wut Platz gemacht. Ihre Stimme wurde scharf, wie die Verteidigungslinie einer Mutter:

„Was willst du, alte Frau? Geh, sag deiner Ninhursag, sie soll sich andere Kinder holen! Im Dorf haben sie fünf, zehn Stück! Was wollt ihr mit meinem einzigen Kind?“

Ram versuchte standhaft zu bleiben, sie zu überzeugen.

„Als die Schlange ihn biss, banden deine Worte ihn an die Göttin.“

Tara verteidigte sich mit brüchiger Stimme.

„Ich dachte, er würde sterben. Wie die anderen.“

Ram wich nicht zurück.

„Aber er starb nicht.“

„Verschwinde von hier!“ schrie Tara.

Ram zuckte zusammen und machte einen Schritt zurück.

„Niemand wollte dir dein Kind nehmen“, sagte sie. „Für dich war er bereits tot. Du hast sofort losgelassen und ihn Ninhursag geschenkt. Jetzt gehört er ihr.“

Sie hielt inne.

„Oder willst du, dass Ninhursag es bereut, ihm das Leben gelassen zu haben, und nimmt zurück, was sie dir gegeben hat?“

Tara konnte nicht antworten. Die Worte blieben in ihrem Hals hängen. Die Wut zerfiel in eine schwere Stille. Sie senkte den Kopf und ging hinein.

Nichtsahnend klammerte Mad sich an ihre Beine. Tara hob ihn vor-

sichtig hoch und trug ihn hinein. Sie setzten sich wieder ans Feuer. Plötzlich brach Tara in Tränen aus, hemmungslos. Mad verstand nicht, was geschah, doch er versuchte sie mit seinen kleinen Händen zu trösten, ihre Tränen abzuwischen. Am Ende legte er seine Arme um ihren Hals und weinte mit ihr, zittrig und hilflos.

Stundenlang sahen sie dem langsamen Tanz der Flammen zu. Das Feuer sprach, sie schwiegen.

In dieser Nacht schlief Tara nicht. Bis zum Morgengrauen schloss sie die Augen kein einziges Mal. Sie hörte Mads gleichmäßigen Atem, und jeden Atemzug prägte sie sich ein, als würde sie ihn vielleicht nie wieder hören.

Im Schweigen des frühen Morgens, der Dorfplatz noch leer, bewegte Tara sich. Sie weckte Mad nicht, wickelte ihn in Felle, damit er nicht fror. Leise trat sie aus der Hütte.

Als sie die Steinstufen des Tempels hinaufstieg, hinterließ jede Stufe einen neuen Schmerz in ihrer Brust. Am Eingang teilte sich die graue Lederdecke, die mit heiligen Symbolen bedeckt war. Ram erschien in der Schwelle, den Stab fest umklammert.

„Endlich“, sagte sie.

Tara sprach nicht. Sie legte das Kind in Rams wartende Arme, als würde sie ein lebendiges Stück ihres eigenen Körpers herausreißen.

Dann wandte sie sich ab. Ohne je zurückzublicken, rannte sie den Weg zu ihrer Hütte hinunter. Der Boden trug sie nicht mehr; es war, als bräche er in ihrer Brust ein. Jeder Schritt brannte wie eine offene Wunde, die sie hinter sich ließ. Die Dunkelheit des Tempels blieb hinter ihr, wie ein blinder Schlund, der ihr Wertvollstes verschlungen hatte.

## Kapitel 8

Als Tara erneut hinaustrat, in Felle eingehüllt und fest verschlossen, war der Morgen bereits hell. Die Jagdgruppe, Frauen und Männer gemeinsam, war schon aufgebrochen und auf dem Weg in den Wald.

Wenn Mad aufwacht und mich nicht findet, wird er sich irgendwann an ein Leben ohne Tara gewöhnen, dachte sie. Der Gedanke tröstete sie nicht, aber er ließ sie weitergehen. Ein wenig Abstand vom Dorf würde vielleicht beiden guttun.

Tara holte die Gruppe im Laufschrift ein. Als man sie bemerkte, drehte man sich erfreut um; einer nach dem anderen fiel ihr um den

Hals. Viele hatten Tränen in den Augen. Seit dem Tag, an dem die Schlange Mad gebissen hatte, nahm Tara zum ersten Mal wieder an einer Jagd teil, und das in den schwersten Tagen des Dorfes. Es war eine Entscheidung, für die keine Worte nötig waren.

Die Leute aus dem Tross sprachen Tara Mut zu und sagten, sie habe das Richtige getan.

Nur Caf brummte mit seiner verkniffenen Miene:

„Deinetwegen und deines Sohnes wegen hätte Ninhursag uns beinahe alle bestraft!“

Bevor er ausreden konnte, drückte Iber ihm den Speer gegen die Brust.

„Feigling!“ schrie er. „Hätten wir gewusst, wie du denkst, hätten wir dich beim Baby gelassen und deine frisch entbundene Frau Serende mitgenommen!“

Caf wich erschrocken zurück, ein paar Schritte, den Speer meidend. Er verzog das Gesicht, murmelte aber kein Wort mehr und lief weiter. Seine Füße gingen voran, seine Zunge blieb zurück.

Die Frauen und Männer der Gruppe hielten die Szene nicht aus, sie brachen in schallendes Gelächter aus. Tara, die seit langer Zeit zum ersten Mal wirklich lachte, zeigte mit der Hand auf Caf.

„Wenn ihr wollt“, sagte sie, „können wir Caf jagen!“

Ein feiner Wind strich durch den Wald. Die Blätter regten sich leise, als hätten sie die Worte aufgenommen und trügen sie nun hinter der Gruppe her. Das Gelächter schwoll an, wanderte zwischen den Bäumen. In gegenseitig entzündetem Frohsinn verschwand die Gruppe zwischen den nackten Stämmen der Laubbäume. Der Wald nahm sie in sich auf und verschluckte ihre Stimmen langsam.

## Kapitel 9

Durch die breiten Öffnungen hoch oben an den dicken Wänden fiel Licht in schrägen Strahlen herab und verbreitete ein staubiges Leuchten im Inneren des Tempels. Als Mad an diesem fremden Ort erwachte, blinzelte er; die Schatten waren anders. Sogar das Licht schien nicht hierherzugehören.

Ram kniete am Feuerplatz, füllte Asche in eine breite Schale und versuchte, die erloschene Glut wiederzubeleben. Mad kam zögernd näher. Als Ram ihn bemerkte, deutete sie mit der Hand neben sich.

„Du bist wach. Setz dich hierhin.“

Mad blickte sich um; etwas fehlte. Mit beinahe tränenerstickter Stimme fragte er:

„Wo ist Tara?“

Ram sprach mit sanfter Stimme, um die Angst des Kindes zu beruhigen.

„Tara ist fort. Sie kommt bald wieder. Bis sie kommt, bleibst du bei mir.“

Mads Atem ging schneller, sein Blick glitt zum Ledervorhang.

„Tara! Tara!“ rief er weinend und wollte hinauslaufen.

Ram hielt ihn am Arm zurück. Um ihn abzulenken, streckte sie ihm ihre Halskette aus bunten Steinen und Knochen entgegen.

„Weine nicht. Schau, ich gebe dir das.“

Doch je näher sie ihn ans Feuer führte, desto lauter wurden seine Schreie. Als Ram merkte, dass sie nicht gegen die Verzweiflung des Kindes ankam, zog sie die Hand zurück. Sie atmete durch und senkte die Stimme.

„Schon gut. Wir schauen gemeinsam nach Tara.“

Kaum hatte sie die Lederplane angehoben, schlüpfte Mad darunter hindurch. Er rannte die Tempelstufen hinunter in Richtung Dorfplatz, auf die Hütten zu. Ram, die kaum noch laufen konnte, kam ihm nicht hinterher.

Mad suchte die Hütte ab, drinnen, draußen, unter den Fellen. Tara war nirgends. Sein Herz klopfte heftig. Jede Ecke war leer. Wo war Tara? Würde er sie jemals wiedersehen?

Ram fand ihn. Um ihn zu beruhigen, legte er seine alten Hände auf seine Schulter.

„Weine nicht, Kind. Tara kommt wieder. In wenigen Tagen.“

Sie nahm eine ihrer Halsketten ab und legte sie Mad um den Hals. Dann wischte sie mit dem Leder ihres Mantels seine Tränen und die laufende Nase ab. Schließlich nahm sie ihn an der Hand und führte ihn zurück zum Tempel. Mad schluchzte noch, aber er leistete keinen Widerstand mehr.

Als sie die Tempelstufen erreichten, blieb er plötzlich stehen. Er hob die Hände und sah Ram an, ein Blick, der keine Worte brauchte. Ram war überrascht. Schon ohne Last waren die Stufen schwer genug, mit dem Kind erst recht. Aber sie hielt seinem Blick nicht stand.

„Bei Ninhursag“, murmelte sie und beugte sich. Sie hob Mad hoch. Mit zitternden Beinen erklimmte sie die Stufen und schaffte es in den

Tempel. Dort stellte sie das Kind am Feuerplatz ab.

„Warte hier. Ich bringe dir etwas zu essen. Und wein nicht.“

Sie schob die Lederplane beiseite und ging hinaus. Mads Schluchzen wurde seltener, beruhigte sich, versiegte schließlich.

Nach einer Weile kam Ram mit einem Stück Fleisch zurück. Sie schaute zum Feuerplatz, er war leer. Ihr Blick glitt in die dunklen Ecken und blieb abrupt stehen.

Mad saß im steinernen Schoß der Göttin Ninhursag, baumelte mit den Beinen und sah sie einfach an.

Ram ließ vor Schreck das Fleisch fallen. Sie eilte hin, packte Mad an der Schulter und hob ihn herunter.

„Du Taras Sohn! Wie bist du da raufgekommen? Sei froh, dass Ninhursag dir nicht das Leben genommen hat!“

Mad verstand die Wut nicht. Für ihn hatte Ram bloß ein Spiel verdorben.

Ram hob das Fleisch wieder auf und reinigte es. Sie setzte sich neben Mad ans Feuer, schnitt es in Stücke, steckte sie auf Spieße und hielt sie über die Flammen. Mad dachte an Tara, sie machte es genauso. Er griff neugierig nach einem der Spieße. Diese kindliche Geste entlockte Ram ein Lächeln. Ihre Verärgerung löste sich. Mad lachte zurück und machte dieselbe Bewegung. Zwischen ihnen entstand am Feuer eine stille Harmonie.

Ram strich Mad über den Kopf. Mad sah zu ihr, zum ersten Mal wich er nicht zurück.

Sie brieten das Fleisch zusammen und aßen zusammen.

An diesem Tag verließen sie den Tempel nicht. Während Ram betete, spielte Mad am Rand mit seiner neuen Kette.

Ram sah ihm zu und spürte die Ruhe, die es brachte, nach Jahren wieder den Atem eines Kindes im Tempel zu hören. Auch sie war allein, ohne jemanden, doch sie trug es nicht wie ein Schicksal, sondern wie einen Atemzug, den das Leben verlangt.

Als die Abenddunkelheit fiel, war Mad müde.

Er vermisste Tara, verlor sich in Gedanken, und sein Blick glitt immer wieder zum Eingang des Tempels.

„Kommt Tara?“

„Sie kommt.“

„Wann?“

„In zwei, drei Tagen.“

„Zwei? Drei?“

„Ich weiß es nicht.“

Mad zeigte stolz seine Kette.

„Morgen zeige ich sie meinen Freunden!“

Ram lächelte, als erkenne sie sich selbst in diesem Eifer wieder.

„Gut. Und jetzt leg dich hin und schlaf.“

„Wenn ich aufwache... kommt Tara dann?“

Ram antwortete nicht. Bevor die Worte sie erreichten, waren Mads Augen schon zugefallen.

Ram deckte ihn mit Fellen zu, damit er nicht fror. Sie betrachtete ihn, seine helle Haut, das runde Gesicht, die langen, pechschwarzen Haare, alles erinnerte an Tara. Ihr Blick verweilte darauf.

Später legte auch sie sich hin, rückte an Mads Seite, drehte ihm den Rücken zu und legte den Kopf auf den Arm. Sie holte tief Luft und schlief ein. Im Tempel blieben nur das Knistern des Feuers und der schweigende Blick der steinernen Göttin zurück.

## Kapitel 10

Als Ram zu sich kam, spürte sie ein merkwürdiges Gewicht in ihrem Haar und an ihrem Hals. Als sie danach tastete, erkannte sie Mads kleine Hände. Offenbar war das Kind im Schlaf an sie gekuschelt, seine Finger hatten sich nicht gelöst. Wahrscheinlich schläft er neben Tara genauso, dachte sie. Die Berührung gefiel ihr.

Wenn Mad aufwacht, wird er wieder weinen und nach Tara fragen, überlegte sie. Sie wagte nicht, sich zu rühren, nicht einmal zu tief zu atmen. Starr, mit offenen Augen, wartete sie.

Mad fuhr beim Erwachen sofort hoch. Seine Stimme riss.

„Ist Tara gekommen?“

„Noch nicht“, sagte Ram und setzte sich langsam auf.

Mad schloss die Augen, presste die Lippen zusammen und begann zu weinen. Dieses Mal leise, tastend, als wolle er prüfen, ob es etwas bewirkte. Ram wischte ihm mit ihren knöchigen Fingern die Tränen von den Wangen.

„Weine nicht.“

Mad ließ sich überzeugen und hörte auf zu weinen. Er nahm Ram an den Händen und zog sie in Richtung des Ledervorhangs.

Gemeinsam traten sie aus dem Tempel. Vom oberen Treppenabsatz aus sah Mad die spielenden Kinder.

„Dawi!“ rief er und lief plötzlich los.

Als die anderen Kinder ihn bemerkten, unterbrachen sie das Spiel und umringten ihn. Mad zeigte stolz seine Kette, deutete auf den Tempel und sprudelte los. Nach einem kurzen Staunen ging das Fangenspiel weiter, und diesmal war Mad mittendrin. Der Dorfplatz füllte sich mit Kinderstimmen, die im Staub widerhallten.

Nach einer Weile stieg Ram die Stufen hinab.

„Komm, wir gehen zurück zum Tempel.“

Mad hatte kaum genug vom Spielen. Steinwände, Stille, eine alte Frau, das wollte er nicht.

„Ich will nicht. Ich spiele mit Dawi.“

Ram packte seine Hand. Mad riss sich los und rannte davon. Die Kinder hielten inne und beobachteten sie. Ram, außer Atem, rief:

„Sei nicht so trotzig, Kind!“

Mad flüchtete in das Einzige, was er kannte:

„Lass mich! Tara schimpft sonst mit dir! Ich will spielen! Ich will Tara!“

Rams Stimme wurde hart.

„Und wenn du Ninhursag erzürnst, wirst du es bereuen! Sie wollte dich nicht wie die anderen Kinder zum Spielen in ihrem Tempel!“

Mad legte den Kopf schief. In seinem Blick eine ehrliche Frage.

„Wer ist Ninhursag?“

„Die Göttin, auf deren Schoß du gestern gespielt hast.“

„Die dicke Frau?“

„Sie ist keine dicke Frau. Sie ist eine Göttin!“

„Tut sie mir etwas?“

„Nein“, sagte Ram sanft. „Ich habe nur geschimpft. Sie beschützt uns.“

„Auch vor der Schlange?“

„Ja. Auch vor der Schlange.“

Mad blieb stehen. Der Widerstand erlosch. Zusammen kehrten sie zum Tempel zurück.

Ram warf Holz in die Feuerstelle und blies die Glut an. Als die Flammen aufstiegen, nahm sie Mads Hände.

„Du frierst. Wärm sie. Ich hole etwas zu essen.“

„Ich komme mit!“

„Nein. Du bleibst hier.“

Ram ging hinaus. Sie stieg die Stufen hinab und blieb am Eingang einer Hütte stehen. Eine Frau reichte ihr Fleisch. Ram hob Stab und Fleisch, schloss die Augen, ihre Lippen murmelten ein Gebet, das im

Wind zerging.

Mad beobachtete sie von oben. Als Ram zurückkam, schimpfte sie:

„Warum bist du rausgegangen? Du erkältest dich!“

Das Stück Fleisch reichte für den ganzen Abend. Wegen der Kälte verließ niemand die Hütte. Ram beantwortete Mads endlose Fragen.

„Warum liegst du vor der Statue?“

„Ich bete.“

„Was ist das?“

„Ich bitte Ninhursag um Schutz.“

„Warum?“

„Damit sie uns beschützt.“

„Hat Ninhursag einen Speer?“

„Nein.“

„Wie schützt sie uns?“

„Mit ihrer Magie.“

„Was ist Magie?“

Ram blickte ins Feuer.

„Magie ist, die Angst zu besiegen. Was du nicht fürchtest, kann dir nichts tun.“

„Warum nennen sie dich Zauberin?“

„Der Mensch fürchtet sich vor dem, was er nicht versteht, und hält Abstand. Ich bin kein Zauberer. Ich bin ein Diener.“

Während Ram erzählte, zeigte sich in ihrem Gesicht eine spürbare Erleichterung. Selbst Mads dümmste Fragen beantwortete er mit großer Ernsthaftigkeit.

Das Feuer, das vom Himmel fiel, das Zerbersten des Felsens, der Rauch, der Traum...

Während Mad zuhörte, wurde sein Atem schwer. Seine Augen schlossen sich.

Ram lächelte.

„Vielleicht verstehst du es in deinen Träumen.“

Sie legte sich neben ihn und starrte an die Decke, bis sie einschlief.

Am frühen Morgen wachten sie auf. Ram belebte das Feuer. Mads Stimme zitterte.

„Kommt Tara heute?“

„Wenn nicht heute, dann morgen.“

„Ich vermisse Tara.“

Ram nahm Mads Kopf in beide Hände, zog ihn an sich und umarmte ihn. Mad schlang seine Arme um ihre Taille. Im Tempel breitete sich

eine lange Stille aus. Das Feuer knisterte. Die Steine schwiegen. Die Zeit hielt an.

Ninhursags steinerne Augen beobachteten weiterhin alles von ihrem Platz aus.

## Kapitel 11

Am Rand des Waldes, dort wo das Dickicht endete und die Weide begann, lagen die Jäger hinter den lichter werdenden Baumstämmen verborgen und hielten den Atem an. Die grasenden Wildpferde ahnten noch nichts. Der Boden knirschte unter ihren Knien, jeder Vorstoß brachte sie der Grenze ein Stück näher. Als der Abstand endlich gering genug war, sprangen sie gleichzeitig auf und stürmten los. Lange LederSchlingen wirbelten durch die Luft. Jeder Jäger nahm die Verfolgung eines fliehenden Pferdes auf.

Tara hatte sich eines ausgesucht, ein Tier mit dichter, pechschwarzer Mähne, das wie ein Pfeil in den Wald schoss. Zwischen den Stämmen suchte es einen Ausweg, zögerte einen Augenblick und genau dieses kurze Stocken entschied das Schicksal der beiden. Tara schleuderte die Schlinge über die Mähne hinweg um seinen Hals. Das Pferd war gefangen, aber seine Wildheit ungebrochen. Es bäumte sich auf, wieherte und schleifte Tara mehrere Schritte mit. Die anderen Jäger eilten herbei. Schon hingen drei weitere Schlingen an seinem Hals.

Tara rappelte sich hoch. Die Schrammen brannten, doch sie stand. Aus vier Richtungen wurde das Tier gehalten. Es trat verzweifelt aus, schlug um sich wie im Todeskampf. Als es begriff, dass es nicht entkommen konnte, verstummte der Sturm in seinem Leib. Tara spürte dieses flüchtige Einverständnis. Sie gab ihre Schlinge an Iber ab und ging langsam näher. Das Pferd spannte sich an, wich zurück. Tara packte im richtigen Moment seine Mähne und schwang sich auf den nackten Rücken. Ihre Arme schlangen sich um den Hals. Für einen Atemzug war nicht zu erkennen, wer hier wen festhielt. Das Tier tobte erneut, bäumte sich auf. Beim zweiten Aufbäumen wurde Tara abgeworfen.

Gelächter brach aus. Tara biss die Zähne zusammen und stand wieder auf. Versuchte es noch einmal. Und noch einmal. Noch dreimal. Mit jedem Sturz wurde das Lachen lauter und ihre Schürfwunden tiefer. Beim letzten Mal hätte sie ohne Ibers Eingreifen reglos am Boden gelegen. Iber setzte sie auf einen Holzklotz.

„Wenn es bis morgen nicht zahm wird“, sagte er in dem pragmatischen Ton eines Jägers, „reicht sein Fleisch für drei Tage.“

Tara sah ihn an. Keine Wut, nur ein harter, wortloser Entschluss. Sie banden das Pferd an eine mächtige Eiche. Die Kälte setzte ein. Feuersteine entfachten trockenes Gestrüpp. Flammen wuchsen, Fleisch brutzelte, Bäuche füllten sich. Iber hielt Tara ein Stück gebratenes Fleisch hin. Sie lehnte ab, nahm es dann doch. Kaute langsam. Das Feuer wärmte ihre Knochen, aber nicht ihre Brust.

Der Vollmond stieg auf. Die Jäger schliefen um das Feuer ein. Der Wind zerstreute den Rauch, der Himmel schimmerte silbern. Tara schlief nicht. Im Mondlicht beobachtete sie das angebundene Pferd. Dann stand sie auf, ging zu ihm und strich durch seine Mähne.

„Warum wehrst du dich so?“ flüsterte sie.

Der warme Atem des Tieres berührte ihre Handflächen. Tara nahm eine Handvoll Kastanien aus dem Lederbeutel und bot sie an. Das Tier zögerte, kam näher, fraß. Die Härte wich nicht aus seinen Augen, aber es wich auch nicht zurück. Tara streichelte es noch einmal. Als sie sich umdrehte, sah sie in die Dunkelheit. Zwei Augen beobachteten sie. Iber.

Sie trafen sich im Blick. Keine Worte, keine Notwendigkeit. Iber schloss die Augen. Tara wandte sich ab.

Zum Knistern des Feuers gesellte sich der Ruf einer Eule.

## Kapitel 12

Fünf Tage waren vergangen, seit die Jäger in den Wald aufgebrochen waren, und noch immer waren sie nicht zurück. Die Stille im Dorf hatte sich in diesen Tagen in ein verschlucktes Warten verwandelt.

Um die Mittagszeit, überwältigt von ihrer Unruhe, kamen die Dorfbewohner die Stufen des Tempels herauf und riefen:

„Zauberin, wo steckst du?“

Wenig später erschien Ram, Hand in Hand mit dem kleinen Mad, oben auf der Treppe. Sie blieb stehen und sah auf sie hinab.

„Was wollt ihr?“

„Was ist mit den Jägern? Wann kommen sie zurück?“

Ram atmete flach ein und wieder aus.

„Ich muss Ninhursag fragen“, sagte sie. „Wenn ich eine Antwort erhalte, gebe ich sie euch.“

Sie ließ Mad dort stehen und ging in den Tempel zurück. Sie schritt über die kalten Steinplatten bis vor die Statue Ninhursags. Sie hob ihren Stab dreimal und senkte ihn. Dann legte sie ihn nieder, streckte die Hände aus und beugte sich so tief, bis ihre Stirn den Boden berührte. Sie murmelte Gebete, lange Zeit.

Doch ein Zeichen kam nicht.

In diesem Moment wurde die Lederdecke beiseite geschoben. Mad stürzte mit kurzen, abgehackten Atemzügen hinein.

„Tara kommt! Tara kommt!“

Ram richtete sich auf. Sie ließ das Gebet unvollendet und eilte mit Mad nach draußen. Von der Treppe aus blickten sie zum Wald. Die Jäger kamen tatsächlich zurück. Die Dorfbewohner jubelten und liefen ihnen entgegen.

Mad ließ Rams Hand los, rannte die Stufen hinunter und schrie in die Menge hinein:

„Tara! Tara!“

Die Jäger zogen wie ein stolzer Zug heran. Ganz vorn ritt Tara auf einem schwarzen Pferd. Als sie den Dorfplatz erreichte, stieg sie geschmeidig ab. Sie reichte jemandem die Zügel. Dann beugte sie sich zu Mad hinunter, der herangerannt kam.

„Mad. Mein Kind.“

Sie hob ihn hoch, drückte ihn, als hätte sie ihn wiedergefunden. Während sie ihn küsste, fiel ihr Blick auf Ram, die sie schweigend von der Treppe aus beobachtete. Für einen Augenblick blieb sie stehen, viele Gefühle zogen über ihr Gesicht. Dann verschwand sie, Mad noch immer im Arm, in der Menge.

In dieser Nacht wurde auf dem Dorfplatz ein großes Feuer entfacht. Tara und ihr Pferd waren die Helden des Tages. Die Dorfbewohner redeten voller Bewunderung, teilten ihre Aufregung.

„Es hat zwei ganze Tage gedauert“, erzählte Tara. Das Feuer leuchtete ihre Wangen warm an.

„Weil er so stur war wie ich, haben sie ihn Tar genannt. Ich habe ihm alle meine Kastanien gegeben. Als meine ausgingen, die von Iber...“

Gelächter brandete auf. Die Jäger erzählten grinsend von Taras acht Stürzen, ahmten sie nach, die Menge bog sich vor Lachen. Kein Spott mehr, nur Bewunderung.

Die Nacht verging. Als das Dorf sich in die Hütten zurückzog, war Mad auf Taras Schoß eingeschlafen. Ram saß am anderen Ende des Feuers, die Augen halb geschlossen, der Blick irgendwo zwischen zwei

Welten.

Tara stand vorsichtig auf, ohne Mad zu wecken. Sie traf Rams Blick. Ein kurzer Halt, dann ging sie wortlos in ihre Hütte.

Wenig später trat sie wieder heraus, ging zum Feuer und nahm einen brennenden Scheit. Als sie mit der Glut in der Hand zurückging, begegnete ihr Rams Blick ein zweites Mal. Sie sah die Bitte darin. Und die Einsamkeit.

Sie blieb stehen. Ihre Stimme war weich, aber entschlossen.

„Nur für diese eine Nacht.“

Rams Schultern sanken ab. Sie neigte den Kopf mit einem traurigen Lächeln. Dann wandte sie sich dem Tempel zu und ging.

Der Wind fuhr über die steinernen Stufen und wirbelte Asche auf. Die Statue der Ninhursag am Eingang des Tempels sah schweigend zu, verlor sich in nichts, mischte sich in nichts, zeugte nur von dem Menschlichen, das vor ihren Füßen geschah.

## Kapitel 13

Als die Sonne über den Rücken des Flusses glitt, färbte sie das Wasser bronzen. Der Rauch des Lehmofens stieg schwer auf, und mit einem warmen Wind trugen verbrannter Brotduft und Erde bis zu den Stufen des Tempels. Das Dorf atmete am Rand des Abends aus.

Die Luft war nicht schwer, doch in ihr wanderte ein ungelöstes Warten.

Sherba hockte neben dem Lehmofen und schlug seinen Stock in einem unruhigen Rhythmus in den Boden. Mit jedem Schlag zerbröselte die trockene Erde, Staub stieg auf und verriet den Sturm, der darin saß. Als würde selbst der Boden mit ihm gedrückt atmen und etwas tragen, dem er keinen Namen geben konnte.

Als Iber zum Lehmofen kam, blieb sie vor Sherba stehen, der den Teig kaum zu beachten schien, und fragte vorwurfsvoll.

„Der Weinberg ist wieder trocken. Soll ich überallhin rennen.“

Sherba umklammerte den Stock fester.

„Ich war vor zwei Tagen dort. Das Wasser lief.“

Iber trat näher, ohne ihre Müdigkeit zu verbergen, ihre Stimme wurde hart.

„Also warst du seit zwei Tagen nicht mehr dort. Du wirst alt, Sherba.“

Sherba antwortete nicht. Mit der Spitze seines Stocks zog er eine

tiefe Furche in den Boden. Man konnte fast hören, wie die Erde in dieser Furche still schmerzte.

In diesem Moment kam Ram zu ihnen. Sie war erschöpft, und doch war es, als wäre der Weg selbst in ihr Gesicht geschrieben. Ohne auch nur zu grüßen, setzte sie sich auf einen Holzklotz, streckte die Beine aus und richtete den Blick in die Ferne. Ihr Blick ging durch etwas hindurch, das nicht da war.

Iber reichte ihr ein Stück Brot.

„Du bist heute sehr still.“

Ram rieb die Handflächen aneinander.

„Im Tempel... da ist eine seltsame Stille. Schwer zu erklären.“

Während Iber den Teig an die Wandung des Lehmofens drückte, murmelte sie.

„Jeder trägt seine Last für sich.“

Auf dem Stein gegenüber hockte Dawi und beobachtete alles. Der Halm in seinem Mund hielt ihn irgendwo zwischen Kindheit und Jugend fest. Er hielt es nicht aus und rief.

„Vater... warst du als junger Mann auch so. Immer so still.“

An Sherbas Lippen erschien ein bitteres Lächeln.

„Als ich jung war, habe ich viel geredet. Meine Ohren hörten nicht, was mein Mund sagte. Später habe ich begriffen, wie viel leeres Gerede es gibt.“

Dawi fragte weiter, neugierig.

„Und als du jung warst, hast du Frauen verstanden.“

Sherba stieß den Stock in die Erde und holte tief Luft.

„Verstehen. Als ich jung war, verstand ich nicht einmal meinen eigenen Kummer. Frauen... du willst nicht sie verstehen, du willst verstanden werden. Und du irrst dich dabei.“

Sherba stand auf und ging zum Lehmofen. Iber rückte ein wenig zur Seite, den Teig in den Händen. Sherba richtete den Deckel. Dann wechselte der Teig aus Ibers Händen in Sherbas Hände. Sherba begann zu kneten.

Iber wachte über das Feuer und murmelte mit einem spöttischen Lächeln.

„Also versuchst du jetzt zu verstehen.“

Sherba zuckte mit den Schultern.

„Jetzt. Jetzt höre ich nur zu. Statt zu reden.“

Ram hörte ihnen schweigend zu, und ihr Blick glitt hin und wieder zu den Flammen, die aus der Öffnung des Lehmofens schlugen.

Diesmal wandte sich Dawi an Ram. In seinen Augen lag eine reine, doch eigensinnige Neugier.

„Ram... warum hat die Göttin Mad ausgewählt. Warum nicht ein Mädchen, sondern ihn.“

Ram hob den Kopf nicht. Sie sah ins Feuer, als spräche sie aus den Flammen.

„Ich weiß es nicht.“

Dawi war verblüfft. Rams „Ich weiß es nicht“ war, als würde ein Berg sagen: „Ich bin kein Hang.“

„Aber du bist das Auge des Tempels. Wie kannst du es nicht wissen.“

Rams Stimme wurde tiefer, schwerer.

„Wenn die Göttin schweigt, gerät alles ins Wanken, was der Mensch zu wissen meint. Warum sie Mad ausgewählt hat... vielleicht weiß es nur sie.“

Ihre Augen tasteten den Himmel ab, dann fiel ihr Blick auf den Tempel.

„Manches“, fügte sie flüsternd hinzu, „bleibt selbst dem Auserwählten dunkel.“

## Kapitel 14

Als Tara ihr Wort hielt und ihren Sohn im Tempel ließ, war die Nacht längst herabgesunken. Beim Hinabsteigen der Steinstufen sah sie nicht zurück. Denn sie wusste, wenn sie zurücksähe, würde sie umkehren, und der Preis dieser Umkehr wäre gewesen, sich selbst zu zerreißen.

Als sie zur Hütte zurückkam, empfing sie Stille.

In Mads Abwesenheit wurde die Hütte für Tara größer. Die Wände rückten auseinander, die Decke hob sich. Den leeren Raum konnte ihr Atem nicht mehr füllen. Das Feuer war dabei zu erlöschen, zwischen den Glutstücken zitterten schwache Rottöne.

Tara setzte sich auf die Felle. Sie wusste nicht, wohin mit den Händen, erst auf die Knie, dann an die Brust, schließlich ließ sie sie auf den Boden sinken. Nichts davon war ein Ort zum Halt.

Die Nische, in der Mad gelegen hatte, war leer. Sie war kein Lager mehr, nur noch eine Mulde. Tara wandte den Kopf weg, doch ihre Augen kehrten immer wieder dorthin zurück, als gehörten sie nicht zu ihr.

Sie warf ein Stück Holz ins Feuer. Die Flammen lebten einen Moment auf und wichen dann zurück. Wärme war da, aber ohne Sinn.

Sie streckte die Hand aus und zog sie wieder zurück. Selbst die Wärme war nun eine Täuschung, sie brannte nicht, sie tröstete nicht.

Tara ging in der Hütte umher. Ein Schritt, Stillstand. Noch ein Schritt. Ihre Schritte klangen fremd und hallend. Als streife noch ein Schatten durch die Hütte, der ohne Atem hinter ihr herging.

„Ist Mad jetzt wach.“ sagte sie leise, zu sich selbst.

Der Gedanke schnürte ihr die Kehle zu. Sie lauschte. Draußen kam nur ein Geräusch an, ein Summen, das der Wind in die Nacht streute.

Sie sank auf den Boden. Als ihre Knie die Erde berührten, brach in ihr etwas. Sie beugte sich vor und legte die Stirn auf den kalten Untergrund. Sie betete nicht, sie weinte nicht. Sie blieb nur an der Stelle, an der sie gebrochen war. Gebrochene Dinge machen nicht einmal Geräusche.

Auch die Zeit erstarrte dort, mit ihr.

Nach einer Weile richtete sie sich auf. Ihre Augen brannten, doch keine Träne floss. Sie führte die Hand zum Mund und flüsterte „Mad“. Die Stimme hallte nicht von den Wänden zurück. Als hätten selbst die Wände nicht mehr den Mut, diesen Namen zu tragen.

Sie legte sich zwischen die Felle und suchte den Geruch ihres Sohnes. Sie fand ihn nicht. Da war nur ihr eigener Geruch, schwer, fremd, überflüssig.

Sie schloss die Augen. Öffnete sie. Der Schlaf kam nicht. Sie wusste, diese Nacht gehörte nicht dem Schlaf.

Sie sah zum Ledervorhang am Eingang. Er bewegte sich nicht. Ob draußen das Leben weiterging, wusste sie nicht. Dann trat sie hinaus und blieb vor der Hütte stehen.

In der Dunkelheit zeichnete sich in der Ferne die Silhouette des Tempels ab. Sie sah lange hin. Diese Entfernung war so weit wie der Schrei in einer Mutter.

Ohne es zu merken, liefen ein paar Tropfen über ihre Wangen, und sie ging wieder hinein.

Das Knistern des Feuers verstummte. Die Glut erlosch. Tara stand nicht auf, um neues Holz nachzulegen. Sie ließ zu, dass auch das Feuer ging, wie Mad.

Die tiefste Dunkelheit der Nacht verschluckte die Hütte ganz.

Tara starrte zur Decke, ohne etwas zu suchen. Sie wusste, das, wonach sie suchte, würde nicht zurückkehren.

Gegen Morgen schlief sie ein, ohne es zu merken.

Sie wachte auf, begleitet nur von ihrem einsamen Herzschlag.

Der Tag dämmerte.  
Mad war nicht mehr da.

## Kapitel 15

Manchmal durfte Mad nachts bei Tara schlafen, eine seltene Ausnahme.

Doch Tara fürchtete, dass sie die Göttin Ninhursag erzürnen würde, wenn sie ihn zu oft vom Tempel fernhielt.

Diese Furcht sickerte in jede Nacht wie kalter Rauch.

So trug sie ihn oft mit schwerem Herzen die Steinstufen des Tempels hinauf, gab ihn Ram in die Arme und zwang sich, ihr eigenes Herz an diese bittere Wirklichkeit zu gewöhnen.

Bei jedem Abschied klammerte sich Mad an ihren Rock.

Tara kniete sich hin, wischte ihm die Tränen ab und flüsterte:

„Ich bin hier, mein Kleiner. Du kannst jederzeit zu mir kommen und bei mir schlafen. Aber du musst den Tempel mögen lernen. Wenn du groß bist, wirst du Priester, du dienst der Göttin Ninhursag, du wirst sie erfreuen und uns alle beschützen.“

Mad brauchte Zeit, um sich an diese Ordnung zu gewöhnen.

Anfangs war er störrisch und unwillig.

Im Tempel schlafen, Rams Gebete wiederholen, weniger Zeit mit den anderen Kindern verbringen, all das engte ihn ein.

Wenn Ram ihn am Arm wegführte, sah Mad den frei laufenden Kindern hinterher und seufzte.

Sein Herz wanderte zwischen zwei Welten hin und her:

Auf der einen Seite die warme Umarmung seiner Mutter, auf der anderen die kalte Schwere des Steins.

Er wuchs, ohne zu wissen, wohin er gehörte.

Ram nahm Mad überallhin mit.

Fast so, als wäre das Kind nicht nur zum Lernen da, sondern auch, um ihre Einsamkeit zu teilen.

Sie erzählte ihm alles, was sie wusste, selbst wenn Mad kaum etwas davon verstand.

Beim Erzählen wurde ihre Stimme weich, ihr Gang langsamer.

Eines Tages musste Ram zur Erzgrube oberhalb des Flusses.

Tara und die Dorfbewohner arbeiteten an diesem Tag auf den Feldern im Tal, leiteten Wasser aus dem Fluss in die Furchen.

Auf dem Weg dorthin sprach Ram im Rhythmus ihrer Schritte:  
„Im Dorf ist jeder der Atem des anderen. Wir teilen die Arbeit. Was wir aus Erde, Jagd und Erz gewinnen, gehört uns allen. Denn wir schaffen es gemeinsam.“

Mad fragte neugierig:

„Was ist Erz?“

Ram lächelte sanft:

„In den Höhlen oberhalb des Flusses schürfen wir es. Ninhursag hat es den ersten Menschen gezeigt. Aus ihrem Erz machen die Jäger ihre Speerspitzen, die Bauern ihre Schaufeln.“

Mads Augen leuchteten.

„Ich will die Erzgrube sehen! Warum darf ich nicht mit?“

„Weil es gefährlich ist. Zuerst musst du etwas anderes lernen.“

„Was denn?“

„Das Lernen selbst, mein Junge. Nur das.“

Mad verstand nicht.

Die Worte prallten von ihm ab wie ein Echo an einer Steinwand.

Sie liefen weiter.

Dann sah Mad die Felder und rannte los.

Tara breitete die Arme aus, hob ihn hoch und stellte ihn wieder auf den Boden.

Der Junge griff sofort nach einer Schaufel und versuchte, wie Tara, die Erde aufzubrechen.

Mit seinem kleinen Körper und der langen Schaufel wirkte er gleichzeitig komisch und rührend.

Die Frauen und Männer lachten.

Sogar Ram grinste aus der Ferne und murmelte:

„Ganz der Sohn von Tara...“

Als Mad es endlich schaffte, die Schaufel in den Boden zu stoßen, hob er den Kopf.

Tara lächelte ihn an, ein Lächeln, das Mad von innen her löste.

Erde mischte sich mit Erde.

Lachen verteilte sich im Wind.

Und Mad stand an Taras Seite, die Brust erhoben, den Atem warm und stolz,

als wäre damit der Tag vollkommen.

## Kapitel 16

Die Zeit floss über Arge in einem schweren, honigfarbenen Licht.

Die Feuchtigkeit des Morgens mischte sich mit dem Rauch des Lehmofens und stieg zum Himmel, und aus den lehmverschmierten Wänden der Hütten zog ein hauchdünner, silbriger Dunst. Die Kühle zog sich in die Tiefe der Erde zurück und machte dem brennenden Atem der Sonne Platz. Der Tag ging weiter, ohne Eile.

Am Lehmofen ging der Teig von Hand zu Hand. Finger tauchten in den warmen Teig, der Teig nahm Form an und wanderte zur nächsten Hand. Kneten, Weitergeben, Warten, alles begann jeden Tag von vorn.

Tara schob sich durch die Menge zu Iber, stellte den Wasserkrug auf den Boden. Eine Weile sprachen sie nicht. Nur das leise Knistern der Asche, das Summen des Windes zwischen den Hütten, machte die Stille zwischen ihnen größer.

Schließlich flüsterte Tara.

„In der Nacht hat sich die Stimme des Flusses verändert. Als würden die Wasser, wenn sie gegen die Steine schlagen, einen Namen murmeln. Mad.“

Ohne den Kopf zu heben, erschien an Ibers Mundwinkel ein feines Lächeln.

„Sprichst du jetzt mit dem Wasser.“

„In letzter Zeit träume ich ständig“, sagte Tara. Ihre Augen wurden glasis. „In meinen Träumen murmelt der Fluss wie die Wiegenlieder, die meine Mutter gesungen hat.“

Iber drehte den Teig in den Händen und gab eine knappe Antwort.

„Frag Ram. Sie kennt die Sprache der Träume am besten.“

Tara antwortete nicht sofort.

Ein Stück weiter, im Schatten eines alten Baumes, saßen zwei Alte. Makrut hielt einen dünnen Stab, den die Jahre glatt geschliffen hatten. Auf Sherbas Knie lag ein kleines, unförmiges Stück Holz, an dem er weiter schnitzte.

Makrut stieß den Stab in die Erde.

„Jeden Morgen dasselbe. Das Leben ist immer dasselbe.“

Sherba nickte. Er schnitt eine weitere Kerbe ins Holz.

„Wenn man alt wird, versteht man. Als junger Mensch stürzt du dich auf alles. Wenn man alt wird, lernt man, zu sitzen und zuzuhören.“

In diesem Moment huschte Mad an ihnen vorbei, wie ein Rascheln im Wind. Als er bei seiner Mutter ankam, öffnete Tara die Arme und drückte ihn fest an sich, wie ein Vogel sein Junges unter den Flügel nimmt. Sie brach eines der goldfarbenen, duftenden Brote, die sie aus

dem Lehmofen geholt hatte, in zwei Stücke und reichte ihm das Stück, aus dem noch warmer Dampf stieg.

„Hast du Hunger, mein Kind.“

„Ram hat gesagt: ‚Bring Brot und Wasser.‘“

Tara nahm ein paar Brote und den Wasserkrug und begleitete Mad bis in den Schatten des Tempels. Am Fuß der Steinstufen blieb sie stehen. Sie drückte Mads Hand ein letztes Mal und ließ sie los. Ihre Lippen bewegten sich, doch es kam kein Laut. Dann schluckte sie, als würde sie den Knoten in ihrer Kehle hinunterdrücken.

Als Mad nach drinnen ging, blieb Tara stehen. Noch einen Augenblick. Dann flüsterte sie so leise, als spräche sie nicht zu den Steinen, sondern nach innen.

„Wenn sich eines Tages eine Gelegenheit ergibt, hole ich ihn zurück.“

Auf dem Rückweg ließ sie die Schritte langsamer werden. Während sie über den Boden ging, zog sich der Schmerz in ihrem Gesicht tiefer zurück. Ihr Blick glitt zwischen den Hütten hindurch, doch es war, als bliebe etwas von ihr dort.

## **Kapitel 17**

Der Frühling kam nach Arge wie der leise Atem eines Geliebten.

Das Eis auf dem Fluss war längst geschmolzen, das Wasser rauschte wieder gegen die Stimmen der Kinder.

Auch der Wald, der den ganzen Winter seinen Atem gehalten hatte, ließ ihn nun frei, grün in tausend Schattierungen, die das Dorf mit neuer Lebenskraft überzogen.

Am Morgen stieg der Rauch der Lehmöfen früh empor, und bis zum Mittag lag ein warmer, träumerischer Dunst über den Hütten.

Auf dem Platz wurden Felle ausgebreitet, Matten hingelegt.

Die Männer brachen das frische Brot und reichten einander die dampfenden Fladen.

Das Mehl auf ihren Händen glitzerte im Sonnenlicht wie ein heiliger Staub.

Der Wind trug den Rauch der Lehmöfen zum Fluss, das Wasser nahm ihn auf und brachte ihn in den Wald.

Erde, Wasser und Feuer atmeten im selben Takt.

Das Dorf erwachte leise.

Die Kinder waren längst am Fluss.

Als ihre Füße das Wasser berührten, zitterte der Fluss wie ein Wesen, das aus dem Schlaf schreckt.

Sie stapelten Steine, bauten kleine Brücken; das Wasser trug ihr Gelächter davon.

Eru fing einen Fisch, hielt ihn triumphierend hoch und ließ ihn wieder ins Wasser gleiten.

„Die Göttin soll ihn sehen!“ rief er.

Sami knetete aus Lehm kleine Türme.

„Das ist ihr Haus!“ sagte er.

Der Fluss nahm ihre Spiele mit und wurde von Kinderstimmen erfüllt.

Die Dorfbewohner am Lehmofen sahen ihnen zu.

„Sieh nur ihre Freude“, sagte Helma.

„Das Wasser verzaubert sie.“

Am Waldrand hatten sich die Jugendlichen in die Schatten zurückgezogen, weiter weg vom Lärm der Kleinen.

Helu und Aren saßen schweigend unter demselben Baum.

Ala hockte hoch oben auf einem Ast und blickte zu Mira hinunter.

„Alles, was die Bäume im Winter versteckt haben, zeigen sie jetzt großzügig“, flüsterte sie.

Zahir ließ den Blick wandern und suchte Mad.

Mad stand am Eingang des Waldes und lauschte dem Sausen des Windes in den Blättern. Der Wind war wie ein Gebet und wie ein Geheimnis; er sprach, als hätte er eine Sprache, die selbst Steinmauern nicht hören, und wich zurück, sobald man ihm näherkam, um dann wieder zu beginnen. Mad hielt den Atem an und neigte den Kopf, als wolle er den Rhythmus darin fassen.

Die Statue der Göttin schwieg, doch der Wind blieb nicht stehen.

Mad machte einen Schritt zwischen die Blätter und trat wieder zurück; auf seinen Lippen prüfte er lautlos das Sausen, als suche er eine Zaubersilbe. Sein Blick glitt noch einmal zur Statue.

Er öffnete den Mund, als wolle er Ram etwas sagen, dann schwieg er.

Ala ließ ein Blatt fallen.

Es drehte sich in der Luft, Aren fing es auf, bevor es den Boden berührte.

Beide lachten, und dieses Lachen machte den Wald wärmer als den Tempel aus Stein.

Auf dem Dorfplatz brannte ein Feuer.

Die Jungen legten Brot auf die Matten, der Rauch hing wie eine Erinnerung in der Luft.

Der alte Ur-Zababa saß am Feuer, seine Falten tief wie der Lauf des Flusses.

Neben ihm hielt Zalita eine Schale voller Kräuter, deren Duft durch die Luft schwebte.

Die Kinder bildeten einen Kreis um das Feuer.

Der kleine Etem zeigte auf den Fluss.

„Vater, warum wird das Wasser nie müde?“

Ur-Zababa lächelte.

„Weil das Wasser der Atem der Göttin ist, mein Sohn. Wenn es ermüdete, könnten wir nicht mehr atmen.“

Zalita strich dem Kind übers Haar, ihr Blick glitt kurz zu Mad.

„Siehst du?“ sagte sie. „Er hört dem Wasser mit dem Herzen zu.“

Als das Feuer ihre Gesichter erhellte, lagen ihre Schatten dicht beieinander.

Ram beobachtete sie aus der Ferne.

Dann stand sie auf.

Ihr Blick wanderte einen Moment zu den Kinderstimmen am Wasser, dann zum Wind in den Bäumen.

Sie trat ans Feuer und hob die Hände wie ein Kind, das sein erstes Gebet spricht.

Die Menschen verstummten.

„Göttin Ninhursag“, sagte sie.

„Du wäschst uns im Wasser, du bettest uns in die Erde. Im ersten Atem des Frühlings danken wir dir. Lass das Wasser nicht übertreten, den Wald nicht verdorren. Vereine uns im Lachen der Kinder und im Herzen der Jungen.“

Die Menschen legten die Hände zuerst auf die Erde, dann in den Himmel, dann auf ihre Brust.

Ein Wind wehte, Funken stoben vom Feuer auf und glitten wie kleine Sterne zum Wasser.

Ram senkte die Hände.

Sherba beugte sich zu Iber und flüsterte:

„Heute spricht jeder in seiner eigenen Sprache mit der Göttin.“

Iber antwortete leise:

„Manchmal sprechen diese Sprachen zu frei... und Freiheit ist schwer zu tragen.“

Die Sonne senkte sich.  
Das Essen wurde geteilt, warmes Brot herumgereicht.  
Mad nahm das Brot, das Iber ihm gegeben hatte, und reichte es schweigend an Dawi weiter.  
„Tar rennt auch so“, sagte Dawi.  
Mad lächelte.  
„Tar ist wie Wasser. Er bleibt nur dort stehen, wo sein Herz es sagt.“  
Im Laufe des Tages lebte das Dorf in drei Atemzügen:  
Kinder am Fluss,  
Jugendliche im Wald,  
Erwachsene am Feuer.  
Als die Sonne verschwand, rief Ram:  
„Bildet einen Kreis!“  
Hände fanden Hände.  
Ram schloss die Augen und betete:  
„Göttin, wiege die Kraft des Wassers, das Geheimnis des Waldes und das Herz des Menschen in derselben Waage. Trage, was uns zu schwer ist.“  
Alle senkten den Kopf.  
Manche zur Erde, manche zum Wasser, manche flüsterten nur einen Namen.  
Mad bewegte die Lippen:  
„Meine Göttin... lass mich nicht vergessen, dass Freiheit so klar sein kann wie Wasser und so tief wie der Wald.“  
Die Sonne glitt über den Fluss, ihr Widerschein floss rot davon.  
Aus dem Wald kam ein Vogelschrei, der Wind trug ihn weiter.  
Bevor die letzten Funken des Feuers vergingen, sah Ram zu Mad.  
In diesem Blick lag Sorge und Erwartung zugleich.  
Als die Nacht kam, verstummte das Dorf nach und nach; jeder zog sich in die Müdigkeit des Tages zurück.

## Kapitel 18

Je lauter draußen die Stimmen der Kinder wurden, desto mehr wollte Mad in den Hof hinaus, und Ram hielt ihn zurück. Die Alte ließ ihn nicht einmal aus den Augenwinkeln, ihre Stimme fiel kurz und hart.

„Wenn dir etwas zustößt, wird Ninhursags Zorn groß sein.“

Diese Warnung hinterließ jedes Mal eine Spannung in Mads Körper.

Sein Kiefer verhärtete sich, die Zähne pressten sich aufeinander, die Handflächen wurden heiß und feucht. Seine Lippen bewegten sich, doch es kam kein Laut. An manchen Tagen wurde diese Stille zu einem jähen Ruck, und der Atem blieb ihm im Hals hängen.

In der scharfen Stille vor der Dämmerung tranken im Tempelhof nur die Vögel Wasser. Ram hielt eine Tonschale in der Hand und rief Mad zu sich. Als Mad näherkam, deutete Ram auf die Erde.

„Sieh auf die Erde“, sagte er. „Wo Wasser verborgen liegt, dort atmet die Göttin.“

Mad kniete nieder. Er nahm Erde in die Hand. Er drückte die Finger langsam hinein, als suche er den Puls eines Lebewesens, das er zum ersten Mal berührte. Als die Wärme der Erde ihm zwischen den Fingern verrann, hielt er einen Moment den Atem an. Dann hob er den Kopf, und seine Stimme stieg mit kindlicher Klarheit auf.

„Gibt es ... einen Ort, an dem Ninhursag nicht atmet.“

Die Linien in Rams Gesicht, wie gebrochener Fels, wurden tiefer. Die Frage war wie ein Spalt, den seit Jahren niemand gewagt hatte zu öffnen.

„Ein Ort ohne die Göttin“, murmelte er. „Die Göttin ist überall.“

Mad hielt den Blick in den Augen des Alten fest.

„Wenn sie überall ist ... warum stockt dann manchen Kindern der Atem. Warum sterben Menschen im Dorf.“

Ram sprach mit trockener Stimme.

„Mad, solche Fragen sprengen die Erde.“

Mad hob den Kopf. In seinen Augen glomm eine Herausforderung, die nicht erlosch.

„Wenn die Erde nicht aufbricht, wie finden wir dann das Wasser darin.“

Ram konnte nicht antworten. Sein Blick blieb einen Moment auf Mads Gesicht liegen, dann wich er aus. In diesem Augenblick verschob sich das Schweigen zwischen ihnen, zum ersten Mal.

Während Ram ihm die Gebete beibrachte, glitt Mads Blick zur Öffnung. Durch den Spalt im Ledervorhang sickerte Sonnenlicht und legte sich auf den Stein, und das Geräusch der Welt draußen drang wie ein schmaler Streifen in den Hof. Mad saß am Fuß der Mauer, strich mit den Fingern über die raue Oberfläche, und seine Augen folgten dem Licht hinaus. Als jenseits des Hofes Tar zu hören war, spannte sich Mads Schulter unwillkürlich, und sein Kopf drehte sich dorthin. Wenn die Kühle vom Fluss ihm ins Gesicht schlug, stiegen aus der Ferne die

Laute der Kinder auf, die ins Wasser schlugen.

## Kapitel 19

Mad bat seine Mutter Tara, ihm das Reiten beizubringen. Als Ram das hörte, verbot sie es mit den Worten:

„Du bist noch klein, du wirst fallen.“

Doch Mads Wunsch zu reiten ließ sich nicht so leicht löschen.

Er drängte Tara heimlich, es ihm trotzdem beizubringen.

Tara fürchtete, dass ihr Sohn eines Tages in den alten Geheimnissen des Tempels verschwinden und ihr völlig fremd werden könnte.

Sein Wunsch zu reiten war für sie zugleich ein Hoffnungsschimmer und eine Gefahr.

Deshalb blieb sie nicht unbeteiligt an diesem stillen Vergehen gegen Rams Autorität, sie wurde bewusst Teilhaberin.

In den Nächten, wenn das Dorf tief schlief, brachte sie Mad heimlich in den Wald, holte das Pferd im Mondlicht hervor und lehrte ihn, die Zügel zu halten.

Mad begriff schnell.

In der Spannung der Zügel spürte er zum ersten Mal den Puls der Freiheit; dieser Augenblick wurde zu einer der hellsten Erinnerungen seiner Kindheit.

Bald bewegte er sich wie Wasser im Rhythmus des Tieres und wurde zu einem guten Reiter, der sich dem Pferd anvertrauen konnte.

Diese Geheimnisse hielten Mutter und Sohn erfolgreich vor dem Tempel und vor Ram verborgen.

Ihre einzige Furcht war, dass die Göttin Ninhursag eines Tages zornig werden und diesen Verrat ans Licht bringen könnte.

Dieses heimliche Unterfangen war ein unausgesprochener Aufstand gegen Ram.

Mad hatte nun eine Welt, die die alte Frau nicht sah und nicht kannte.

Und diese Welt ließ ihn zum ersten Mal spüren, was es heißt, „zu sich selbst zu gehören“.

In einer Nacht, als er Tara wiedertraf, konnte Mad eine Wahrheit nicht länger verschweigen.

Die Mitschuld, die er trotz Ram begangen hatte, fühlte sich an, als könnte sie eines Tages Schaden bringen, und er musste es mit seiner

Mutter teilen.

„Heute Morgen bin ich aus einem schlimmen Traum aufgewacht“, sagte er, der Atem leicht bebend.

Tara trat besorgt näher.

„Was für ein Traum?“

„Ram saß auf einem Thron aus Stein.

Auf ihrem Kopf war eine Krone aus Mond und Sternen.

Und sie sagte zu mir:

„Ich bin deine Beschützerin... und du wirst meine Stimme sein.“

Taras Gesicht erbleichte.

„Der Büyücü könnte unser Geheimnis erfahren haben!“

„Ich habe ihr nichts erzählt.“

„Du musst ihr nichts erzählen“, sagte Tara, ihre Stimme wurde dünn.

„Büyücüler hören oft das, was nicht gesagt wird.“

Die schlimmen Möglichkeiten brannten plötzlich durch Taras Herz.

„Wir müssen sehr vorsichtig sein!“ warnte sie.

Mad nickte.

„Mach dir keine Sorgen, Mutter.

Sie wird mich nicht erwischen... ich passe gut auf.“

## Kapitel 20

Die Gebete im Tempel, die Steinwände, die Zeremonien ... nichts davon fand einen Platz in Mads Herzen.

Irgendjemand hatte über ihn gesagt: „Er wird dem Tempel dienen.“

Mad fragte sich das jedes Mal in sich hinein, fand aber keine Antwort:

„Wer hat das gesagt? Etwa die Göttin, von der Ram behauptet, sie habe die Göttin gesehen, mit ihr gesprochen, ihre Stimme gehört? Oder diese stumme Steinfigur, die den Bauern, die vor ihr niederknien, nie antwortet?“

Manchmal sprang seine Wut sogar auf Tara über. Mit der Verzweiflung, die ihn von innen zerfraß:

„Du hättest mich sterben lassen sollen.“

Er wollte nur eines: sein eigenes Leben besitzen.

Selbst wenn der kalte Atem der Nacht seine Haut berührte, erlosch das Feuer in ihm nicht. Er wollte mit den Jägern in den Wald gehen, unter der Sonne auf den Feldern arbeiten. Sogar die übertriebenen Geschichten der Bauern rochen für ihn nach Freiheit. Vielleicht war

diese Übertreibung der einzige Weg, das Gewöhnliche zu ertragen.

Eines Tages saßen sie im Tempel, und Ram sprach wieder von „Dienst“. Mad hielt es nicht mehr aus.

„Ich will das nicht.“

Ram konnte vor Überraschung einen Moment lang nicht atmen.

„Man muss dir üble Zauber angetan haben. Mit wem hast du gespielt?“

Mad hob den Kopf, ein Hauch von Spott in seiner Stimme:

„Im Wald habe ich mit Schlangen gespielt. Die haben die Magie gemacht. Sie werden mich noch einmal beißen. Nicht einmal Ninhursag wird mich retten können.“

Ram fröstelte.

„Was redest du da?“

Mad reagierte mit einer Härte, die über seine Kindheit hinausging.

„Wenn ich sterbe, bin ich dich los.“

Ram stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Wenn du stirbst, gehst du wieder zu Ninhursag.“

Mad lächelte bitter.

„Auch dort könnte ich dich nicht ertragen. Deshalb werde ich gar nicht sterben.“

Als Ram nicht antwortete, verlor die Auseinandersetzung ihren Sinn.

## Kapitel 21

„Der Morgen im Innenhof des Tempels war still, eine Stille, die wie ein Gebet in der Luft hing.

Ram hatte wie jeden Tag die heiligen Steine auf den Boden gelegt und rief Mad zu sich. Jeder dieser Steine trug eine uralte Weisheit in sich, ein Zeichen für Erde, Regen, Wind und Tod.

„Wie an jedem Morgen legst du die Steine nach Ninhursags Ordnung. Erde, Wasser, Atem und Leben.“

Mad kniete sich hin und nahm die Steine in die Hand. Doch heute fühlten sie sich anders an, nicht nur kühl, sondern als würden sie ein verborgenes Geheimnis freisetzen wollen.

Er legte die Erde nicht neben das Wasser, sondern neben das Feuersymbol. Den Windstein legte er an die Seite des Todes.

Ram runzelte die Stirn, ein Knoten, der sich in ihrem Inneren zusammenzog.

„Du hast sie falsch gelegt“, sagte sie scharf, eine Stimme, die Steine hätte versetzen können.

Mad richtete sich langsam auf. Seine Augen wichen nicht aus, sie hielten Rams Blick mit einer stillen Entschlossenheit fest.

„Nein“, sagte er, „es ist nicht falsch. Erde und Feuer ergeben Ton.“

Ram erstarrte. Selbst die Tempelwände schienen zu lauschen, als hätte diese neue Ordnung die Stille zwischen den Steinen zerschnitten.

„Wer hat dir das beigebracht?“, flüsterte sie, als würde die Antwort eine Tür öffnen, die man nie wieder schließen kann.

Mad senkte kurz den Blick, doch seine Stimme blieb klar.

„Nazu, der Töpfer am Fluss. Er sagte, dass Ton ohne Feuer nicht entsteht. Feuer brennt, aber es formt auch.“

Rams Augen ruhten lange auf der rebellischen Anordnung. In ihnen zuckte Angst und etwas wie Bewunderung.

Sie seufzte tief.

„Lege die Steine nie so, wenn andere dabei sind. Wer die Gebete verändert, erschüttert auch das Gleichgewicht von Arge.“

Mad antwortete nicht.

Ram stand auf und wollte hinausgehen.

„Wohin gehst du?“, fragte Mad sofort.

„Zu Caf. Ich muss ihn warnen“, murmelte Ram.

Mad sprang auf und folgte ihr wie ein Schatten.

Caf baute mit seinen Kindern und seiner Frau eine Mauer aus großen Steinen. Als Ram sich näherte, hob Caf nur kurz den Kopf.

„Das ist falsch, was du tust“, begann Ram streng. „Unsere Hütten haben bereits Wände. Warum baust du eine neue Mauer? Warum sperrst du die Bäume ein?“

Caf antwortete grob, ohne nachzudenken:

„Diese Bäume gehören mir. Ich pflege sie. Die Dorfkinder klettern darauf und stehlen die Früchte. Daher baue ich eine Mauer, damit sie fernbleiben.“

„Sind die Kinder des Dorfes nicht unsere Kinder?“, fragte Ram leise. „Erde ist gemeinsam, Erz ist gemeinsam, Wasser ist gemeinsam. Warum sollten die Früchte anders sein?“

Caf fauchte:

„Wenn meine Kinder an fremde Bäume gehen, sollen die anderen auch eine Mauer bauen. Ich helfe ihnen sogar beim Steine tragen.“

Es hatte keinen Sinn. Weder Einsicht noch Scham rührte sich in Caf.

Ram spürte, dass etwas in Arge zerbröckelte, genau in dem Mo-

ment, in dem ihre eigene Kraft nachließ.

„Alles in Arge muss gemeinsam bleiben“, sagte sie leise.

Dann wandte sie sich ab.

„Wenn die Göttin ein Zeichen gibt, werde ich es melden.“

Mad folgte ihr schweigend. In seiner Brust wuchs ein Gedanke, der gar nicht kindlich war.

Zum ersten Mal fand er Ram im Recht.

Cafs Mauer trennte nicht nur Erde oder Bäume. Sie trennte Menschen voneinander.

Mad fühlte seine Brust schwer werden. Diese Steine schnitten etwas Lebendiges entzwei.

Und er verstand plötzlich: Wer etwas besitzt, beginnt darüber zu wachen. Wachen bedeutet Kontrolle, Kontrolle bedeutet Grenzen.

Tara sagte „Mein Kind“, und auch das war eine Mauer, eine Mauer aus Liebe.

Und jede Mauer, aus welcher Absicht sie auch gebaut war, zog einen unsichtbaren Kreis um die Freiheit.“

## Kapitel 22

Ram hatte Mad für einen Moment in der schweren Stille des Tempels zurückgelassen und war hinausgegangen. Mad saß auf den Stufen des Heiligtums und beobachtete das alltägliche Treiben des Dorfes. Nach einer Weile kehrte Ram zurück, mit einem langen, dünnen Schilfrohr in der Hand. Sie sagte nichts.

Sie trat in den Tempel, nahm das scharf geschliffene Kupfermesser, das am Rand der Feuerstelle lag, und setzte sich im Eingang auf den Boden. Ihr Gesicht trug die ruhige Undurchdringlichkeit jener, die ein Leben lang Geheimnisse gehütet hatten.

Mad beobachtete sie aufmerksam.

Ram legte das Schilfrohr auf ihren Oberschenkel. Mit der Sorgfalt eines Menschen, der den Atem eines Tieres prüft, maß sie die Länge, etwa eine Handspanne mehr als ein Armabschnitt, und schnitt es ab.

Dann begann sie, es auszuhöhlen.

Sie schabte die inneren Fasern heraus, warf sie beiseite, reinigte Stück für Stück das Innere, ohne jede Hast.

Als das Rohr endlich leer war, wurde es leichter, nicht mehr nur ein Stück Pflanze, sondern ein Körper, der Atem erwartete.

Ram bohrte nacheinander kleine Löcher in gleichmäßigem Abstand hinein. Dann stach sie noch ein Loch auf der Unterseite durch, genau an jener Stelle, die ihr Daumen später finden würde.

Sie arbeitete eine Weile am oberen Ende. Schließlich hielt sie inne.

Sie hob das Schilfrohr an, setzte es an die Lippen und blies.

Der erste Ton war kaum mehr als ein Hauch, ein vorsichtiges Tasten.

Als Ram die Finger über die Löcher legte und wieder hob, veränderte sich der Klang.

Er wurde zu einem feinen Zittern, dann zu einem fernen Klagegesang.

Der Ton drängte nicht. Er öffnete sich langsam, Schicht für Schicht.

Mad rührte sich nicht. Seine Augen wurden groß.

Er kroch näher und betrachtete das Schilf. Dieses Ding, das eben noch ein Stück Pflanzenhaut gewesen war, sprach nun.

Stein konnte schweigen, Atem nicht.

„Was ist das?“, fragte Mad leise. „Es klingt so schön.“

Ram nahm das Schilfrohr von den Lippen.

„Dieses Geheimnis habe ich viele Jahre lang bewahrt.“

„Warum?“

„Nicht, damit niemand es erfährt“, sagte Ram, „sondern damit sein Ort nicht zerstört wird.“

Stille Dinge zerbrechen leicht, wenn zu viele Hände sie berühren.“

Sie schwieg einen Moment.

„Stille führt den Menschen zu sich selbst zurück. Auch Ninhursag liebt Stille.“

Ich wollte ihren Tempel nicht mit Klängen füllen, die mehr Lärm als Seele tragen.“

Mad dachte kurz nach, dann sagte er fast flüsternd:

„Ram ... ich will dir auch ein Geheimnis sagen. Aber du darfst nicht schimpfen, ja?“

Ram nickte.

„Sag es.“

„Tara hat mir das Reiten beigebracht. Ich kann gut reiten. Nachts gehen wir manchmal in den Wald.“

Ram nahm es mit einer Gelassenheit hin, die Mad völlig überrumpelte.

„Ich weiß.“

Mad fuhr beinahe hoch.

„Und du bist nicht böse?“

„Nein“, sagte Ram. „Du bist Taras Sohn. Manche Dinge weiß man, ohne dass sie gesagt werden.“

Sie lächelten beide.

Mad nahm das Schilfrohr, setzte es an die Lippen und blies.

Der Ton war ein müder Pfiff.

Ram ließ seine Begeisterung nicht verglühn.

„Ich werde es dir beibringen. Aber du wirst nicht ständig spielen. Deine Gebete musst du trotzdem lernen.“

„Ja! Ram, wie heißt das?“

„Es hat keinen Namen.“

„Dann ... Zaubertzunge? Es klingt, als würde es sprechen.“

Ram nickte.

„Gut. Zaubertzunge.“

Von diesem Tag an veränderte sich Mads Blick auf Ram.

Wer weiß, was diese alte Frau noch alles verbirgt, dachte er.

Die Zaubertzunge sprach mit dem Atem, und der Atem war Leben.

So begann ein neues Ritual.

Wann immer Mad Zeit hatte, setzte er sich unter einen schattigen Baum oberhalb des Flusses und übte.

Anfangs waren die Töne hart und verstreut. Doch Mad gab nicht auf.

Sein Atem wurde weicher, der Klang wuchs. Er fand einen Weg in ihn hinein.

Wenn er auf den Stufen des Tempels spielte, blieben die Menschen stehen.

Niemand sprach.

Niemand wusste, was er da hörte.

Sie fühlten nur, dass dieser Klang einen Ort berührte, den die üblichen Gebete nie erreichten.

Ram stand manchmal oben auf den Stufen und hörte zu.

Innerlich sagte sie wieder nur:

Taras Sohn ...

Diesmal jedoch mit einer Spur von Bewunderung.

Tara beobachtete aus der Ferne.

Ihre Augen waren voller Stolz, aber nicht ohne Bedauern.

Vielleicht, dachte sie, war es doch kein einfacher Fehler gewesen, ihn in den Tempel zu geben.

Vielleicht lag in diesem Weg mehr als nur der Schmerz eines Mutterherzens, das etwas verloren hatte.